8345351
DH11

Georg Philipp Schmidt von Lübeck

von

Johannes Hackenberg

Georg Philipp Schmidt von Lübeck.

Ein volkstümlicher Lyriker aus der klassischen Zeit.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

vorgelegt von

Johannes Hackenberg

aus Buxtehude.

Hildesheim 1911

Druck von August Lax.

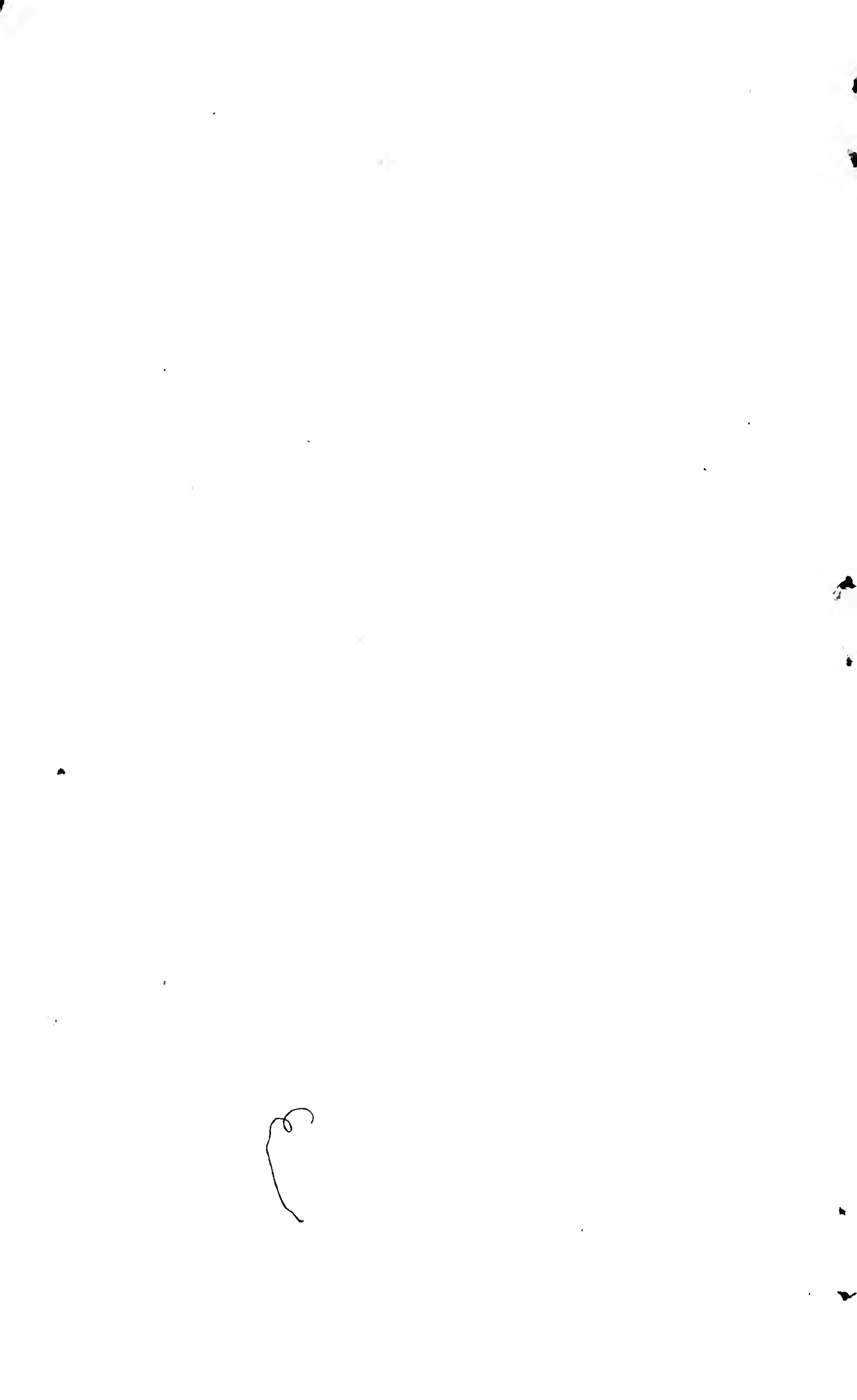
Dekan: Prof. Dr. Aloys Meister.

Referent: Prof. Dr. Julius Schwering.

Meinen lieben Eltern

zu eigen.

834535 I
DH11



Inhalt.



Literatur-Übersicht.

Der zu seiner Zeit allgemein bekannte und beliebte Liederdichter Georg Philipp Schmidt von Lübeck nimmt in den Literaturgeschichten eine äußerst bescheidene Stellung ein. Wird in unseren Tagen seiner überhaupt noch gedacht, so tut man ihn meistens schnell ab als einen der vielen Dichter, denen einmal dieses oder jenes sangbare Lied geglückt ist. Daß sich Schmidt seine Gunst in weiten Kreisen auch durch seine übrigen Gedichte erworben hat, weiß man sehr oft gar nicht mehr.

Die älteren Literaturhistoriker weisen noch gern auf die liebenswürdige Lyrik Schmidts hin. Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ (Stuttgurt 1859) III 488 rechnet den Dichter zu den „besseren Lyrikern der Zeit“ und übersieht auch nicht seine „sinnigen Romanzen“. Eben so hoch eingeschätzt wird Schmidt auch in der „Deutschen Nationalliteratur“ Joseph Hillebrands (Hamburg und Gotha 1851) II 478, wo er „in Absicht auf Bedeutung und Ton seiner Gedichte“ Gerhard Anton von Halem — nicht ganz mit Unrecht — an die Seite gestellt wird. Während Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung“ (Leipzig 1874) V 754 Schmidt — vielleicht wegen seines nach der Schlacht bei Jena gedichteten „Deutschen Grußes an Deutsche“ — als einen der vielen „ritterlichen Sänger“ aus der Zeit der Befreiungskriege nur mit Namen erwähnt, geht Heinrich Kurz näher auf das Wesen der Lyrik Schmidts ein. Dieser scheidet in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig 1876) III 31 und 297 in sichtlicher Anlehnung an die unten noch anzuführende Rezension der „Lieder“ von J. G. Seidl die Gefühlslyrik Schmidts von dessen erzählenden Gedichten und hebt die erstere Gattung mit Recht als die wertvollere hervor. Den besten deutschen Liederdichtern an die Seite gestellt wird Schmidt in August Kobersteins „Geschichte

der „deutschen Nationalliteratur" (5. Aufl., Leipzig 1873) V 232 f., die auch durch gute biographische Angaben über den Dichter orientiert. Gödekes Grundriß (2. Aufl. Dresden 1893) bringt V 435 f. knappe Notizen zu dem Dichter und ein bestimmtes gutes Urteil über dessen Lyrik: „Seine vielgesungenen Lieder zeichnen sich durch den einfachsten Ausdruck der vollen poetischen Stimmung aus".

Eine eingehende und abgeschlossene Dichtermonographie Schmidts von Lübeck ist noch nicht geschrieben worden. Grundlegend für die äußere Lebensgeschichte des Dichters ist das wenige Monate nach dem Tode Schmidts verfaßte Schriftchen: „Geist und Leben des Dichters Schmidt von Lübeck, dargestellt von seinem Zeitgenossen, Freund und Vetter J(ohann) F(riedrich) Hach, Dr." in den in Lübeck erschienenen „Neuen Lübeckischen Blättern", 16. Jahrgang 1850 (Nr. 40, S. 320 bis 322; Nr. 41, S. 332—334; Nr. 42, S. 340—342; Nr. 43, S. 348—349; Nr. 44, S. 356—358; Nr. 45, S. 371—372). Da Hach hier teils seine eigenen Erinnerungen niederschrieb, teils Angaben benutzte, die ihm von Schmidt selbst oder dessen Haushälterin zugegangen waren, so ist seine Schrift nicht nur durchaus glaubhaft, sondern kann auch gleichsam als Quelle dienen. Durch Mitteilung einiger Briefe Schmidts an Hach aus seiner letzten Lebenszeit wird uns die Persönlichkeit des Dichters noch besonders nahe gebracht. Dem Literaturhistoriker indes kann diese Lebensbeschreibung nicht genügen, da Hach auf das dichterische Schaffen Schmidts nicht im mindestens eingeht. Beigefügt ist dieser Biographie ein „Nachtrag von seinem alten Freunde H. F. Niemeyer, Pred." (a. a. O. Nr. 47, S. 386—387), der an dem Dichter „ein Verdienst um die Literatur, besonders in kirchlicher Beziehung . . . aus seiner so vielseitigen wissenschaftlichen Wirksamkeit und seinen so mannigfaltigen ungleichartigen Amts- und Berufsarbeiten hervorheben zu dürfen" meint. Niemeyer glaubt sich nämlich einer Schrift Schmidts über Paul Gerhardt aus dem Jahre 1796 oder 1798 zu erinnern, durch die er den geistlichen Dichter dem deutschen Volke wiedergegeben habe.

Man kann als sicher annehmen, daß diese Angabe auf einem Irrtum beruht, da Paul Gerhardt vor 1796 genugsam bekannt war und außerdem ein Werk Schmidts über diesen in keinem bibliographischen Verzeichnis zu Gerhardt genannt wird. Die Bemerkung Niemeyers, daß er von dieser Schrift Schmidts kein Exemplar bekommen könne und es auch Hach nicht gelungen sei, „in den so sorgfältig von ihm nachgesehenen schriftlichen Aufsätzen des Entschlafenen irgend etwas darüber aufzufinden“, zerstreut vollends bei uns allen Zweifel.

Nur durch wenige intime Züge aus dem Leben vermehrt wird diese Biographie durch eine andere, auf dieser beruhende: „Schmidt von Lübeck. Biographische Skizze von Heinrich Zeise“, erschienen in Dr. L. Meyns „schleswig-holsteinischem Haus-Kalender auf das Gemeinjahr 1882, 14. Jg., hrg. von Dr. H. Keck“; Garding (S. 81—95). Zeise war mit Schmidt persönlich bekannt gewesen.

Zeitgenössische Rezensionen der in Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut erschienenen Gedichte Schmidts finden sich in der „Zeitung für die elegante Welt“ und im „Freimüthigen“. — Das 89. Ergänzungsblatt zur „Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1823“ (Halle und Leipzig) bringt Sp. 712 eine Rezension der von H. C. Schumacher 1821 hrg. „Lieder“ Schmidts. — Die beste Würdigung der Schmidtschen Lyrik haben wir von Wilhelm Müller, der die 2. Aufl. der „Lieder“ (1826) zusammen mit den im gleichen Jahre erschienenen Gedichten von Justinus Kerner in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (Stuttgart und Tübingen), Jg. 1827, Sp. 1030—1038 besprach. Mit Schmidt verglichen, erscheint ihm J. Kerner in seiner Lyrik „wie ein bewußtlos spielendes Kind neben dem erwachsenen und geprüften Manne, dessen Spiel eine Herablassung ist“ (Sp. 1038). — Eine größere, warm geschriebene, aber nicht so tief gehende Rezension der 1847 erschienenen 3. Ausgabe der „Lieder“ durch Johann Gabriel Seidl (unterzeichnet: J. G. S.), der auch Biographisches vorausgeschickt ist, enthalten die „Jahrbücher der Literatur“, Bd. 119, Wien 1849, S. 118—133.

Die vielen zeitgenössischen Dichter- und Schriftstellerlexika bringen meistens sehr dürftige und unrichtige Angaben über Schmidt; so auch das meistbekannte „Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller" von Hamberger-Meusel, Bd. 20, Lemgo 1825, S. 188.

An weiterer Literatur sei verzeichnet:

Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 32, S. 18—19.

Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866. Ges. und hrg. von Dr. Eduard Alberti. 2 Bde., Kiel 1867—68.

Dass. von 1866—1882. Im Anschluß an des Verfassers Lexikon von 1829—1866 ges. und hrg. von Dr. Ed. Alberti. 2 Bde. Kiel 1885—86.

Wilhelm von Bippen: Eutiner Skizzen. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des 18. Jhs. Weimar 1859.

Louis Bobé: Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familiekreds i Tidsrummet 1770—1827. Bd. 4, Kopenhagen 1900. Bd. 5, das. 1902.

Hoffmann von Fallersleben: Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., hrg. und neu berarb. von Karl H. Prahl. Leipzig 1900.

Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1796—1828. Zusammengetragen von L. Lübker und H. Schröder. 2 Bde. Altona 1829—30.

Nachträge und Register dazu. Ges., bearb. und geordnet von Hs. Schröder. Schleswig 1831.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jg. 1849. Bd. 1. Weimar 1851, S. 51—54.

Gedichtzitate sind nach der letzten (3.) Ausgabe der „Lieder" gemacht, auf die sich auch die beigefügte Seitenzahl bezieht. Ein Verzeichnis der Almanache, Taschenbücher usw., die Schmidts Gedichte vor ihrer Sammlung in Buchform enthielten, befindet sich im Anhang.

Kapitel 1.

Jugend und Mannesalter (1766—1806).

Heimat und Familie. Erste Jugendzeit.

Des Dichters Leben erscheint uns äußerlich in zwei Perioden scharf abgegrenzt: in die Zeit des unruhig hastenden Ringens (bis 1806) und in das Alter der behaglichen Ruhe und des bescheiden-frohen Genießens.

Geboren wurde Georg Philipp Schmidt in der alten freien Hansestadt „so gerade in der Mitternachtsstunde des wechselnden Jahres, daß es ungewiß geblieben ist, ob er dem Jahre 1765 oder dem Jahre 1766 angehöre".[1] Die Familie, der er entstammte, gehörte einem alten, weitverzweigten und angesehenen Kaufmannsgeschlechte an. Sein Vater, Johann Jakob Schmidt, eines Kaufmanns Sohn, hatte mit einem Geschäfte in Lübeck wenig Glück gehabt, und die Familie mußte lange Zeit in ziemlich beschränkten Verhältnissen leben, die sich erst besserten, als Schmidts Frau, Maria Elisabeth, die Tochter des Kaufmanns Koop, 1780 ein kleines Vermögen ererbte und ihm selbst zu gleicher Zeit einige städtische Ämter übertragen wurden. Ein Vermögen von 6—7000 Thalern, das die Mutter im Jahre 1788 von ihrem Oheim Johann Jakob Weltner erbte, der als Konsul in Bordeaux in großer Wohlhabenheit gelebt hatte, hob die Familie über die Alltagssorgen hinweg und versetzte sie gar in eine gewisse Wohlhabenheit.

[1] Schmidts eigene Worte im Vorwort zu seinem 1827 hrg. „Historischen Studien", S. V. Seinen Geburtstag beging er am 1. Januar; vergl. seine Lieder S. 285 und 326 (im letzteren fälschlich 1845 statt 1846). — H. Kurz gibt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig 1876), S. 31, wie J. G Seidl in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" 1847, S. 118, irrtümlich 1765 als Geburtsjahr an.

Georg Philipp war der jüngste von drei Söhnen. Seine beiden Brüder kamen der alten Familientradition zufolge früh ins Geschäft, mußten jedoch in ihrem späteren Leben viel Not und Entbehrung kennen lernen. Georg Philipp hat sie beide überlebt und ihre Kinder später zu seinen Erben eingesetzt.

Das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern scheint wenig vertraulich und herzlich gewesen zu sein. Das viele eigene Mißgeschick und die Sorge um die beiden älteren Söhne hatten den ohnehin schon verschlossenen Vater immer mürrischer und unverträglicher gemacht. Zudem fehlte es dem Vater und der Mutter an jeder feineren Lebensart, ein Umstand, der ihnen den Verkehr mit ihren Verwandten, besonders mit den in Lübeck angesehenen und reichen Plessings und Weltners ganz unmöglich machte. Noch in späteren Jahren äußerte der Dichter, daß seine Erziehung im elterlichen Hause vernachlässigt worden sei; aber in kindlicher Pietät entschuldigte er seine Eltern: „seine Jugend sei in die Unglückskatastrophe des elterlichen Hauses gefallen".[1]) Mehr als zu seinem Vater scheint sich Georg Philipp zu seiner Mutter hingezogen gefühlt zu haben, und ihr verdankt er wohl auch die „Lust zum Fabulieren", durch die er sich später „des Lebens dunkle Bilder" milder gestaltete. Tagtäglich hatte er den Kummer der stillen Frau, die ängstlich um die Zukunft besorgt war und obendrein unter einem eigensinnigen Manne zu leiden hatte, vor Augen. Das Wehmutvolle, das die Lyrik des Dichters als Grundton durchzieht, war also schon in frühester Jugend in seine Seele gesenkt; er selbst gesteht ja auch, daß „der stille Kummer der Mutter seinem lebhaften sanguinischen Temperamente eine seltsame Beimischung schmerzlicher Gefühle gegeben" habe.[2])

Ein aufgeweckter, munterer Knabe war Georg Philipp; die glücklichsten Träume seines Lebens hat er, wie er selbst später

[1]) Hach S. 333. — Seidl hat also nicht recht, wenn er von einer „sorgfältigen Erziehung im Hause seiner Aeltern" spricht (Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 118).

[2]) Hach a. a. O.

sagt,[1]) als Kind und Jüngling an der Trave verträumt, und noch als 80jähriger Greis gedenkt er gern dieser ungebundenen Jugendzeit und seiner ersten Schul- und Spielkameraden, mit tiefer, rührender Wehmut:

Wo sind sie, die den muntern Knaben
Am Travenufer spielen sahn?
Die Söhne haben sie begraben,
Urenkel spielen auf dem Plan.

Wo sind sie, die mit mir gesessen
In Schulen auf derselben Bank?
Ach, ihre Namen sind vergessen,
Seit ihr Gebein im Staub versank . . . .

(„Am achtzigsten Geburtstage." S. 326.)

Trotzdem Schmidt nur wenige Jahre seines Lebens in Lübeck zugebracht hat, hat er die stolze und blühende, aber dabei auch bürgerlich anheimelnde Hansestadt nie vergessen können; oft und gern gedenkt er noch in hohem Alter seiner „Gespielin aus der goldnen Zeit", seiner „ersten Liebe", und er kann es nicht unterlassen, „ihr gelegentlich ein wenig den Hof zu machen".[2]) „Die alte Stadt der hohen Thürme wird mir, so lange ich athme, lieb und werth bleiben, so wie seine biederherzigen Bewohner" schreibt der Dichter am 28. Mai 1821 an seinen Vetter Hach.[3]) Und in rührender Dankbarkeit nennt er sich dann als gefeierter Dichter nach seiner Vaterstadt:

Und lebten wir in fremder Ehe,
So haben wir bei Tag und Nacht,
Ob es uns wohl ging oder wehe,
In stiller Liebe dein gedacht;
Und wollen vor der Welt bekennen,
Du seist die Herzenskönigin,
Und uns geziemend her und hin
Fortan nach deinem Namen nennen.

---

[1]) Vorwort zu den „Historischen Studien", S. V.
[2]) a. a. O. S. VI.
[3]) Hach S. 358.

Und wollen dir nicht vorenthalten
Die Hälfte von dem Dichter=Ruhm,
Worüber frank und frei wir schalten
Als wohlerworbenes Eigenthum;
Und wollen schuldigst, hinterm Rücken,
— Die strenge Hausfrau darf's nicht sehen
Weil's um den Frieden sonst geschehn —
Die Hände dir recht zärtlich drücken.
(„An Lübeck". S. 193 f.)

Gewiß war es in erster Linie ein praktischer Grund, der den Dichter bewog, sich — nur „in literärischer Beziehung", wie er einmal sagt[1]) — „Schmidt von Lübeck" zu benennen; denn „bei der Allgemeinheit des Familien=Namens innerhalb und ausserhalb der deutschen Litteratur wird der Zusatz des Geburtsorts am leichtesten vor Verwechselung schützen"; jedoch „gesteht er es gerne, daß eine kleine Herzensangelegenheit mit im Spiele ist".[2])

Was im Elternhause an der Erziehung des Knaben vernachlässigt wurde, das ersetzten in reichlichem Maße die Schmidts mütterlicherseits verwandte, wohlhabende Kaufmannsfamilie der Plessings, denen Georg Philipp nach seinen eigenen Worten „viele fröhliche Jugendstunden und manchen Antrieb zur geistgen Ausbildung" verdankte.[3]) Nicht weniger als der feingebildete Johann Philipp Plessing,[4]) der später auch noch Bürgermeister wurde, hat auch dessen Gattin Margaretha Elisabeth, die einer glänzenden Kaufmannsfamilie entsprossen war, Anteil an der Erziehung und Bildung des Knaben. Dieser hatte eine große Hochachtung vor der geistreichen und auch wissenschaftlich gebildeten Frau, der die seltene Gabe eigen war, „die frohe

---

[1]) Der Freimüthige 1809, S. 7 Anm.
[2]) Vorwort zu den „Histori chen Studien", S. V.
[3]) Hach S. 333.
[4]) Hach sind a. a. O. zweimal genealogische Irrtümer unterlaufen. Johann Philipp Plessing war ein Stiefbruder von Georg Philipps Großvater, nicht aber, wie Hach sagt, „der Bruder von unsers Schmidts Großmutter". Auch war die Frau Kaufmann Koop nicht die Großmutter, sondern die Urgroßmutter Georg Philipps.

Jugend mit Geist und angenehm zu unterhalten".[1]) Und so sehr trieb es den kleinen Georg Philipp zu seinen Verwandten hin, daß er sich mehr bei diesen als im elterlichen Hause aufhielt; auch bei den größeren Ausflügen, die seine Verwandten häufig in die holsteinische Schweiz, nach Eutin und Plön besonders, unternahmen, war er stets gern gesehen. Das poetische Talent des Knaben, das schon früh rege ward, wird deshalb auch im Kreise dieser Familie seine Nahrung gefunden haben. In dem ersten von ihm gedruckten Gedichte feierte er 1782 als Secundaner „damaliger Sitte gemäß" die Wahl Plessings zum Ratsherrn. Er wurde dafür „mit einem Portugalöser beschenkt, worauf die trefflichsten moralischen Inschriften standen."[2])

Besuch des Lübecker Catharineum. Poetische Lehrjahre.

Nachdem Georg Philipp in den elementaren Fächern vorerst durch Privatlehrer unterrichtet worden war, brachte ihn der Vater 1779 auf das Gymnasium Catharineum. Auf dieser Lehranstalt erwarb sich der fleißige Schüler in erster Linie gute literarische Kenntnisse durch den Unterricht einiger ausgezeichneter Lehrer, von denen ihm der Rektor Overbeck, der Onkel des Dichters Christian Adolf Overbeck, und namentlich Suhl die liebsten waren. Auch seine poetischen Lehrjahre hat Schmidt hier auf dem Catharineum durchgemacht. Suhl nämlich, selbst ein wenig Poet, hielt seine Schüler gern zu lyrischen Versuchen an, und vielleicht hat auch er schon das früh keimende Dichtertalent Schmidts erkannt. Der Dichter erinnerte sich noch gern in späteren Jahren dieses seines liebenswürdigen Meisters. Suhls poetische Anschauungen bewegten sich in den Bahnen der Göttinger Hainbündler, und nach ihrer Weise ließ er auch seine Schüler dichten. Georg Philipp konnte bald die Gedichte der bedeutendsten des Bundes: Bürgers, der beiden Stolberge, Höltys, Vossens u. a. fast alle auswendig. Von Schmidt selbst erfahren wir, wie Suhl seine Schüler zu poeti-

---

[1]) Hach a. a. O.
[2]) a. a. O.

schem Gestalten anzuregen versuchte. Er erzählt: „Um uns Tertianern mit der Prosodie bekannt zu machen, wählte er ein sehr glückliches Mittel; er diktierte uns ein in Prosa aufgelösetes Gedicht nnd wir mußten Versbau, Reim und Rhythmus wiederherstellen. In Secunda, wohin ich Ostern 1781 versetzt worden war, las er mit uns Ovids Metamorphosen, und wir mußten dieselben in dem nämlichen Versmaaße übersetzen".[1])

Sehr bedeutsam für die poetische Entwicklung unseres Dichters wurde die Vossische Odyssee-Übersetzung, die im Jahre 1781 erschien. Er selbst hat es später bekannt: „Hier hebt eine neue Epoche in meiner Imaginationsgeschichte an. Die Umgebungen der inneren Welt, die ich im Busen trug, nahmen jetzt einen andern Charakter an; die Formen und Erscheinungen sprachen bedeutender ans Herz, und trafen in der Tiefe des Gemüths eine Saite, die wunderbar wiederklang".[2]) Und wie sehr Schmidt die Größe Homers erfaßt und empfunden hat, beweisen die Worte, mit denen er fortfährt: „Wer mit einer verlangenden Seele in der Stille des Thals geboren und großgezogen ward, der glaubt das Höchste seiner Sehnsucht erreicht zu haben, wenn er die einengende Felsenwand erklimmt, und nun von dem freien Gipfel des Berges sein unersättlicher Blick die weiten Ebenen überfliegt, bis er ermüdet auf den Thurmspitzen der Stadt ruht, die in grauer Ferne seinen Horizont begrenzt. Aber zeige diesem Thalbewohner von der Höhe des Aetna das unendliche Meer, und schnell wird ers inne werden, daß die Sehnsucht keinen Ruhepunkt, und das Reich der Ahnung keine Grenze hat. So geschah es auch mir, als ich mich mitten unter Homers Götter und Göttinnen in den seligen Behausungen des Olymps auf dem Ida, im Lager vor Ilium, und selbst jenseits der stygischen Gewässer versetzt vorfand. Aber noch inniger fühlte ich mich zu den Heroen hingezogen, die den langen, ungeheuren Kampf um Troja

---

[1]) a. a. O. S. 334.

[2]) Beckers Erholungen 1804, 3. Bdch., S. 22 (in: „Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch. Von G. P. Schmidt").

kämpften, während der Gott der Götter die Lose wog, und ringend der Macht des unsichtbar waltenden, ewigen Geschicks unterlagen. Was kümmerten mich nun weiter die schaalen Verhältnisse des mich umgebenden Lebens, und die Armseligkeiten meiner Zeitgenossen? Ich hatte ja nun meine Heimath, ich hatte mein Geschlecht gefunden, und die rosige Frühe, so wie die heilige Nacht fanden mich an den Ufern des Xantus und Simois, in dem Gezelte des Achills, und in der alten Burg des ehrwürdigen Priams".[1])

Der Unterricht auf dem Catharineum stand im allgemeinen nicht besonders hoch, wie auch Hach selbst bemerkt[2]); die lateinischen Dichtungen wurden noch vielfach nur grammatischer Zwecke wegen gelesen. Wollen wir des Dichters Worte unbefangen hinnehmen, so fühlte er das Verkehrte dieser Methode schon als Schüler heraus und ließ die Dichtung als Ganzes auf sein poetisch sehr empfängliches Gemüt wirken:

Wie manche bittre Thräne fiel
Verheimlicht vor den Schul-Genossen,
Die raschen Eifers im Virgil
Nach Phrasen gruben und nach Glossen;
Wenn prasselnd der Vertilgungs-Brand
An Pergams hohe Säulen leckte;
Und rückwärts nach der Heimat Land
Anchises schwache Hände streckte!

Ich sah das königliche Paar
Noch in den ausgebrannten Hallen
Und um den öden Haus-Altar
Wie hohe Schatten weinend wallen.
Ist das nicht Helena's Gemach? —
Und enden so der Liebe Freuden?
Ich sinne dem Verhängniß nach,
Und kann von meinem Schmerz nicht scheiden.[3])

[1]) a. a. O. S. 22 ff.
[2]) Hach a. a. O.
[3]) Beckers Erholungen a. a. O. S. 26.

Nicht ohne tieferen Einfluß auf die dichterische Beschäftigung und Richtung des begabten Georg Philipp blieb es, daß er mit einigen zur Zeit gefeierten Dichtern näher bekannt wurde.

Christian Adolf Overbeck, der seit 1779 als Obergerichtsprokurator in Lübeck lebte, hatte Georg Philipp schon durch die Familie Plessing, bei der Overbeck viel verkehrte, kennen gelernt.

Als einen sehr lehrreichen Verkehr hat Schmidt selbst den mit Heinrich Wilhelm von Gerstenberg bezeichnet. Dieser hielt sich seit 1775 als königl. dänischer Resident und Konsul mit seiner feingebildeten, musikkundigen Gattin in Lübeck auf, „wo er im Umgange mit Overbeck und dem schönwissenschaftlichen Kreise in Hamburg ein den Musen und heiterem Genuß gewidmetes Leben führte“.[1]) Georg Philipp wurde mit dem Dichter durch dessen jüngsten Sohn bekannt, mit dem zusammen er als Primaner bei einem Kunstdrechsler Unterricht genommen. Gerstenberg gewann den fleißigen und geschickten Jüngling lieb, lieh ihm häufig Bücher und lud ihn des öftern zu sich ein. Die Unterhaltung in Gerstenbergs Hause wird sich wohl viel um poetische Gegenstände bewegt haben, und es ist vielleicht nicht so unrecht, wenn wir annehmen, daß Gerstenberg, der viel auf die äußere poetische Form gab, auch das Formtalent Schmidts in glücklicher Weise beeinflußt hat. Leider war der Verkehr mit Gerstenberg nur von kurzer Dauer; Gerstenbergs Posten in Lübeck, „so ehrenvoll und einträglich derselbe war, gewährte nicht die gelehrte Muse, und die Freiheit des Geistes, die dem Dichter theurer ist als Gold und Rang“, sagt Schmidt[2]), und so verkaufte jener 1783 mit Genehmigung der Regierung seine Residentur und erkor das freundliche Eutin zu seinem Aufenthalt; es zog ihn zu Voß hin, „der ihm“, wie Schmidt bemerkt, „die Stelle eines ganzen deutschen Parnasses vertrat“.[3]) Schmidt hat seinem poetischen Lehrmeister später in Dankbarkeit eine Biographie geschrieben,

---

[1]) W. v. Bippen: Eutiner Skizzen, S. 198.
[2]) Der Freimüthige 1808, S. 844.
[3]) a. a. O.

die auch Auszüge aus Briefen enthält, welche von Gerstenberg an ihn selbst gerichtet waren.[1])

Auf einer Vergnügungsfahrt, die Georg Philipp mit der Familie Plessing und mit Overbeck nach Eutin unternahm, lernte er daselbst in Gerstenbergs Hause Voß und den Grafen Christian von Stolberg kennen, der seit 1777 als königl. Amtmann zu Tremsbüttel bei Oldesloe lebte. „Während die übrigen Anwesenden sich daselbst um den in einer so geistreichen Gesellschaft natürlich sehr verlegenen und schweigsamen Schmidt wenig bekümmerten, nahm Stolberg sich seiner an, führte ihn in den schönen Schloßgarten und verwickelte ihn bald in ein interessantes Gespräch, wodurch Schmidt sogar veranlaßt wurde, ein Paar Balladen aus den Gedichten der Gebrüder Stolberg zu recitieren.“[2])

In Jena und Göttingen Student.

Im Jahre 1786 bezog Georg Philipp die Universität Jena, an der er am 5. Mai als Theologe immatrikuliert wurde.[3]) Den Eltern war die eigene Studienwahl ihres Sohnes der Stipendien wegen, die beim Theologiestudium leicht zu bekommen waren, sehr erwünscht. Indes konnte die Theologie Schmidt auf längere Zeit nicht fesseln. Er merkte bald, wie er selbst sagt, „daß dieses Studium seinen freien Lebensansichten und seiner Neigung, auf der Bühne des Lebens eine kleine Rolle zu spielen, nicht angemessen sei“,[4]) und schon im folgenden Jahre wandte er sich mehr der Jurisprudenz zu, die er nach seinen eigenen Worten[5]) „mit Neigung und Fleiß“ studierte, ohne daß er seinen Eltern etwas davon mitteilte. Doch belegte er immer noch theologische Vorlesungen. Am

[1]) Gallerie Nord-Albingischer Dichter. I Heinrich Wilhelm von Gerstenberg. Der Freimüthige 1808 Nr. 210, S. 837—838; Nr. 211, S. 843—844; Nr. 212, S. 846—848 (Anhang). Nachträge dazu: a. a. O. 1809. Nr. 2, S. 7—8; Nr. 3, S. 9—11.

[2]) Hach S. 334.

[3]) Nach der gef. Mitteilung des Sekretariats der Universität Jena.

[4]) Hach S. 340.

[5]) Vorwort zu den „Historischen Studien“, S. VIII.

liebsten beschäftigte er sich nach seiner eigenen Aussage[1]) mit Geschichte, Statistik und Cameralistik und die zahlreichen publizistischen Schriften aus seinen späteren Jahren beweisen zur Genüge, daß er Neigung und Talent zu solchen Studien besaß.

Der Biograph Schmidts, der zwei Jahre später als dieser nach Jena kam, beschreibt uns den hübschen, eleganten und bei seinen Kommilitonen allgemein beliebten jungen Mann. Er kann „es zum Teil selbst bezeugen, wenn er von sich sagt: Er sei hoch und stark gewachsen und von blühender Gesundheit gewesen; Reiten, Tanzen, Fechten und manche Reisen, die er in den Ferien zum Theil zu Pferde und zu Fuß gemeinschaftlich mit akademischen Freunden, nicht selten in ziemlich weite Fernen gemacht, hätten seinem Körper Behendigkeit gegeben, und seine lebhafte Phantasie vor Einseitigkeit bewahrt, wovon er die Folgen im späteren Umgange mit andern wahrgenommen haben will. So habe er das Glück gehabt, schnell die Herzen der Menschen zu gewinnen. Er sei unter ihnen wohlgelitten gewesen; sie hätten ihm seiner gutmüthigen Fähigkeit wegen sein leichtfertiges Wesen und phantastische Lebensansichten verziehen".[2])

Bei dem größeren Interesse für historische Fragen wurden die schönen Wissenschaften, für die ihn einst Gerstenberg begeistert hatte, nunmehr ganz und gar vernachlässigt; er selbst bekannte, daß er sich „auf der Akademie, außer einer Vorlesung Reinholds über den Oberon[3]) und (später in Göttingen) außer den sehr unterbrochenen Vorlesungen Bürgers gar nicht um Poesie bekümmert" hatte.[4])

Inzwischen war der Studienwechsel auch in Lübeck bekannt geworden, und man drohte dem Vater die Verweigerung der Stipendien und Einziehung der schon bezogenen an, so daß

---

[1]) Hach a. a. O.

[2]) a. a. O.

[3]) Im Sommersemester 1788 erläuterte Wielands Schwiegersohn in einem einstündigen Publikum den Oberon. Vgl. Wielands Werke, hrg. von H. Pröhle (Berlin u. Stuttgart o. J.). Bd. II, S. VIII (Einleitung).

[4]) Hach S. 341.

Georg Philipp, vom Vater gezwungen, zur Theologie wieder zurückkehrte.

Schmidt bezog jetzt die Universität Göttingen; am 25. April 1789 wurde er an der Georgia Augusta immatrikuliert.[1]) Auch hier setzte er seine geschichtlichen Studien fort. Schlözer und Spitteler waren seine Lehrer, und besonders Spitteler konnte den lebhaften jungen Mann mit „einer Beredsamkeit, die wohl selten von Cathedern vernommen wird",[2]) begeistern.

Als Kandidat in Lübeck. Theologische Schriften.

Nach einem zweisemestrigen Studium in Göttingen kehrte Schmidt Ostern 1790 nach Hause zurück, nachdem er noch vorher Gerstenberg und Christian von Stolberg besucht und mit letzterem einen näheren Verkehr angebahnt hatte. In Lübeck hielt er als Kandidat öfter Predigten; aber, wie er selbst gestand, waren diese „leicht und ohne Interesse ausgearbeitet".[3]) Mit desto größerer Liebe gab er sich dafür dem Unterrichte hin; die Jugend lag ihm sehr am Herzen, und er konnte, „selbst kindlichen Sinnes, leicht in ihre Ideen eingehen".[4])

So wenig sich Schmidt immer noch für die theologische Laufbahn begeistern konnte, so ging er doch nicht ganz interesselos an den Fragen vorüber, die in sein Fach schlugen. In seiner ersten Schrift, die im Jahre 1790 erschien, beschäftigten ihn die Streitfragen, welche die beiden ersten Kapitel des Matthäus hervorgerufen hatten.[5]) Wie Schmidt im Vorwort (S. 5) vorausbemerkt, will er keine eigenen Resultate bringen, sondern nur den augenblicklichen Stand der Forschung über diese Streitfragen darlegen. Eine zweite theologische Abhandlung, „Herodes Antipas und sein Hofprediger Johannes", zu der Schmidt durch Griesbachs und Eichhorns Vorlesungen angeregt wurde,

---

[1]) Nach der gef. Mitteilung des Sekretariats der Universität Göttingen.
[2]) Vorwort zu den „Historischen Studien", S. VIII f.
[3]) Hach a. a. O.
[4]) a. a. O.
[5]) Ueber die beyden ersten Kapitel des Matthäus. Von Georg Philipp Schmidt. Lübeck, 1790. Gedruckt bey Georg Christian Green. 8°. 64 S.

stellte er bei seinem späteren Aufenthalte in Polen fertig.[1]) Sie erschien 1827 in seinen „Historischen Studien" (S. 195—234).

Abermaliges Studium (Medizin) in Jena. Sophie Mereau.

Am 6. September 1793 starb Schmidts Vater in einem Alter von 64 Jahren; er selbst hatte im folgenden Jahre eine schwere Krankheit zu bestehen. Während er wieder von ihr genas, erwachte seine alte Neigung zur Poesie aufs neue. Nachdem auch seine Mutter gestorben war, und er dadurch in den Besitz eines kleinen Vermögens gekommen war, entschloß er sich, des geistlichen Berufes überdrüssig, zu einem neuen Studium. Er schwankte zwischen Jurisprudenz und Medizin, bis er sich für die letztere entschied, und zwar „wegen des Interessanten des Studiums, und weil der Stand des Arztes ihm der freieste zu sein, auch an kein Land, sowie an keine Gönnerschaft gebunden schien".[2])

So ging der junge Dichter um Ostern 1794 abermals nach dem ihm lieb gewordenen Jena, wo er auch bald mit tüchtigen Fachmännern, wie dem Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland und dem Anatomen Loder, in freundschaftliche Beziehungen trat. Er wohnte hier mit zwei Landsleuten zusammen sowie mit dem als Dichter und Übersetzer aus der italienischen und spanischen Literatur später bekannt gewordenen Johann Diedrich Gries. Mit Herders jüngstem Sohne hatte er seinen Mittagstisch im Hause des Geschichtsprofessors Fr. Ernst Karl Mereau, dessen geistreiche Frau Sophie, von Schiller aufgemuntert, Lieder im Tone Goethes und Schillers dichtete. Durch den jungen Herder wurde er mit dessen Vater bekannt, der ihn dann auch des Sonntags oft nach Weimar einlud; auch er mußte einmal das leicht verletzende Wesen dieses Mannes fühlen.[3]) Um die vielumschwärmte Sophie Mereau fand sich an den Abenden gewöhnlich eine auserlesene Gesellschaft zusammen; es waren vor allen Wieland, Goethe und

[1]) Vorwort zu den „Historischen Studien", S. IX.
[2]) Hach S. 342.
[3]) Vgl. Zeise S. 90.

Schiller, die hier verkehrten, und auch Schmidt war meistens unter ihnen. An Anregungen zu dichterischem Schaffen fehlte es da gewiß nicht, und daß Sophie Mereau auch Schmidts mehr als mittelmäßige lyrische Begabung erkannte, beweist, daß sie sich mit ihm über ihre Gedichte des öfteren beriet. In Verehrung und tiefer Herzensneigung hat sich Schmidt zu der Dichterin hingezogen gefühlt. Die schönste Zeit seines Lebens hat er in diesen drei Jahren in Jena zugebracht. Ein großer Teil seiner Lyrik stammt sicher aus diesen Tagen. Datiert sind allerdings aus dieser Zeit nur die prachtvolle „Elegie am Grabe eines Jugendfreundes. Im November 1794.“ (S. 135) und das unten zitierte Gedicht „Abschied aus Jena“ (S. 302). In Erinnerung an das sorgenlose Jenenser Treiben ist das wehmutvolle Gedicht „Entsagung“ (S. 78) — ursprünglich „An S. M.“ überschrieben[1]), dann geändert und erweitert — gedichtet:

Was fern wie dunkle Sage,
Wie Traumbild vor mir schwebt:
Es waren goldne Tage,
So zauberschön gewebt.

Wie da die Farben glühten,
In Morgenrot getaucht!
Wie da die Blumen blühten,
Von Hoffnung angehaucht!

Welch Sehnen, welches Bangen!
Es war nicht zu versteh'n.
Welch Ahnen und Verlangen,
Und selig Untergeh'n!

Was galten dem Entzücken,
Was galten Raum und Zeit?
Vom Himmel Sterne pflücken,
War eine Kleinigkeit. . . .

---

[1]) Beckers Taschenbuch 1804, S. 281—282. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 119—121, bringt das Gedicht in seiner jetzigen Fassung unter der Überschrift „Entsagung“.

Unbekümmert und heiter, „freilich ein wenig auf Kosten des Beutels und nicht eben zum Vortheil meines Studiums“, wie der Dichter zugab[1]), lebte der junge Mann hier in den Tag hinein. Nun hatte er sein Lebensglück in der Poesie gefunden. Noch in späteren Jahren schwelgte er gern in Erinnerungen an die Jenaer Zeit.

Dort, wo ich einst als Jüngling froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Dort will ich jetzt als Mann des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling sein,

so ruft der 55 jährige aus in einem Briefe an Hach vom 28. Mai 1821, als er Karlsbad zur Kur aufsuchen und dabei die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollte, Jena zu besuchen[2]).

Nur schwer konnte er sich von der fröhlichen Musenstadt und von der geliebten Frau trennen; aber „er hatte endlich den Muth, schleunig und ohne Abschied von Jena zu gehen und zu vergessen, was vergessen werden mußte“[3]). Wie schwer ihm der Abschied aus Jena geworden, zeigt das Gedicht

Abschied aus Jena.
An Sophie Mereau.
1796.

So sahn wir uns zum letztenmale!
Dahin, dahin ist all das Glück;
Ich fliehe trüber als die Saale,
Mit ihr aus dem geliebten Thale,
Und nur Erinn'rung bleibt zurück.

Ich werde mich zu Tode härmen,
Du wirst darum nicht bläßer blühn;
Es werden andre dich umschwärmen,
Und sich in deiner Sonne wärmen,
Mich wird der Norden nicht erglühn.

---

[1]) Hach S. 348.
[2]) a. a. O. S. 358.
[3]) a. a. O. S. 348.

Und wirst du meiner wohl gedenken,
Des Armen, der am Sunde schweift,
Des Blicke sich nach Süden lenken
Und in die schwarze Flut versenken,
Wenn Nebel ihm das Haar bereift?

Und zieht dich wohl einmal Verlangen
Zu dem verlornen Freunde hin?
Ach wohl, was kümmert dich des Bangen!
Vergangenheit ist dir vergangen,
Und die Minute nur Gewinn.

Ich werde dich im Herzen tragen,
So wie das Bildniß an der Brust,
Wohin auch je der Reisewagen
Und Meereswogen mich verschlagen —
Du leb und liebe, wie du mußt.

Drei Jahre später lernte Clemens Brentano die Dichterin kennen, und rasch kam es zwischen ihnen zu einem leidenschaftlichen Verhältnis, das dann ja auch zum ehelichen Bündnis im Jahre 1803 führte, nachdem sich Sophie 1801 von ihrem Gemahl hatte scheiden lassen.

Promotion. Ärztliche Praxis in Kopenhagen, Lübeck und Südpreußen.

Ostern 1796 kehrte Schmidt in seine Heimat zurück. Er bewarb sich jetzt um eine Stelle am Entbindungshause in Kopenhagen — Chr. v. Stolberg hatte seine Aufmerksamkeit auf Dänemark gelenkt —, ging aber, da zur Zeit keine Stelle für ihn frei war, zunächst nach Kiel, wo er am 7. Dezember 1797 auf Grund seiner medizinischen Schrift „Melioris nosocomii schema“[1]), die hauptsächlich die Verhältnisse seiner Vaterstadt Lübeck betraf[2]), promoviert wurde.

[1]) Dissertatio inauguralis medica sistens Melioris nosocomii schema in academia Kiloniensi pro gradu doctoris medicinae die VII decembr. MDCCXCVII habita a Georgio Philippo Schmidt Lubecensi. Kiliae Holsatorum, typis M. F. Bartsch. 8°. 52 S.

[2]) eam elegi materiem, ex qua fortasse aliquando, fatis annuentibus aliquis in urbem patriam redundaret fructus“ (Vorwort).

Nach kurzer Wirksamkeit in Kopenhagen und nach einer Reise durch Schweden wurde Schmidt 1798 als Arzt am Lübecker Irrenhause unentgeltlich angestellt. Hier in Lübeck wurde er nun auch in die höchsten Gesellschaftskreise eingeführt. Den Mittelpunkt des schöngeistigen Lebens in Lübeck bildete das Haus des Bürgermeisters Rodde, dessen Frau Dorothea die bekannte gelehrte und geistvolle Tochter des Göttinger Historikers Schlözer war. Der Prediger Geibel, der Syndikus Curtius, Graf Moltke, der Philosoph Köppen, Christian Adolf Overbeck und der aus Lothringen emigrierte Schriftsteller Charles François Dominique de Villers verkehrten in diesem Hause, und mit ihnen auch Schmidt. „Nach der Weise des vorigen Jahrhunderts dehnte sich der Kreis freundschaftlichen Verkehrs auch über die Grenzen des lübeckischen Freistaates aus. Stolberg, Voß, Nikolovius, der Philosoph Jakobi, Gerstenberg, Reimarus, selbst Klopstock standen mit dem Roddeschen Hause in mehr oder weniger naher Beziehung".[1])

Doch gefiel es Schmidt bald nicht mehr in seiner Stellung; und da auch sein Vermögen in beängstigender Weise abnahm, so entschloß er sich, der Einladung Napoleons, der unter glänzenden Bedingungen junge Ärzte zur Teilnahme an seiner Expedition nach Ägypten aufforderte, Folge zu leisten. 1799 reiste er ab; aber kaum hatte er Lübeck verlassen, als ihn die Nachricht von Napoleons Rückkehr aus Ägypten traf, wodurch sein ganzer Plan vereitelt wurde. Nunmehr wandte sich Schmidt mut- und ratlos an Hufeland, seinen alten Lehrer in Jena, und dieser riet ihm an, sich nach Berlin zu wenden, wo man Ärzte für Südpreußen suche. Auf Empfehlung des königl. Leibarztes Christian Gottlieb Selle erhielt er nun im polnischen Südpreußen[2]) eine Anstellung als Distriktsarzt. Über seinen dortigen Aufenthalt berichten seine nachgelassenen Papiere nur weniges; er sagt,

---

[1]) O. Ulrich: Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig 1899, S. 5.

[2]) In welcher Stadt, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Hach S. 349 glaubt („wenn ich nicht irre"), Schmidt habe in Krakau praktiziert; andere geben Warschau an.

er habe hier „ein freundliches Entgegenkommen und eine einträgliche Praxis gefunden, aber die dortige wirkliche Welt und die Ideenwelt, worin er bis dahin gelebt, hätten allzuweit auseinander gelegen. Umgeben von biederherzigen, aber rohen Edelleuten, leibeigenem Gesindel und Juden, habe er sich dort nicht gefallen können“[1]). Im übrigen aber fand Schmidt auch hier „der Muße und Langeweile genug“[2]), sich auch mit seinen Lieblingsfächern, besonders mit geschichtlichen Studien, zu beschäftigen.

Trolleburg. Kopenhagen.

Auf die Dauer konnte sich Schmidt in Polen nicht wohl fühlen, und schon Ende des Jahres 1800 gab er seine Stellung wieder auf. Der Professor Ebeling in Hamburg, dem Schmidts wenig günstigen Verhältnisse bekannt wurden, schlug ihn nun dem Grafen Ludwig Reventlow in Trolleburg auf Fühnen vor, der einen Arzt suchte, welcher zugleich auch an seinem Erziehungsinstitut unterrichten konnte. Ebeling erhielt von dem Grafen den Auftrag, Schmidt die Stelle anzubieten. Schmidt sagte zu und trat gleich im Januar des neuen Jahres diese Stelle an.

Diesmal traf es Schmidt gut. Der Graf, der sich ihm während seiner Krankheit gänzlich anvertraute, gewann ihn auch als Lehrer an seinem Erziehungsinstitut bald so lieb, daß er ihn bat, er möchte auch nach seinem, des Grafen, Tode dieses nicht verlassen. Schmidt unterrichtete in den Handelswissenschaften, der Geschichte und der englischen Literatur. Seine Sprachkenntnisse im Englischen, Französischen und Italienischen, die er in Jena fleißig betrieben, waren ihm also hier von großem Nutzen. Von seinem Aufenthalt in Trolleburg sagt der Dichter: „Hier war er endlich in seine Welt gekommen. Edelmut, feine Sitte, hohe Bildung, leichter Weltton, und Eleganz des Lebens waren in der gräflichen Familie heimisch“[3]). Auch hier betrieb er geschichtliche und statistische Studien, die ihm

[1]) Hach S. 349.
[2]) Vorwort zu den „Historischen Studien“, S. IX.
[3]) Hach S. 356.

die reiche Bibliothek des Grafen — 1801 starb dieser — gestatten konnte. Bis 1803 blieb er hier. Inzwischen hatte er den Staats- und Finanzminister Grafen Heinrich Ernst von Schimmelmann kennen gelernt, und dieser gab ihm den Rat, in den dänischen Staatsdienst zu treten. Schmidt nahm diesen vielversprechenden Vorschlag an, ließ sich das dänische Indigenat verleihen und folgte zu Anfang des Jahres 1803 dem Rufe des Grafen als Privatsekretär nach Kopenhagen.

Hier verlebte nun Schmidt drei glückliche Jahre. Der Graf schenkte ihm sein volles Vertrauen; Schmidts Amtsnachfolger Dankwart sagt, daß Schimmelmann wenige so hoch geschätzt habe wie Schmidt von Lübeck[1]). Im Hause des Grafen wohnend und wie ein Freund aufgenommen, blieb er auch dem gesellschaftlichen Leben, das im Hause des Grafen in glänzender Weise gepflegt wurde[2]), nicht fern; er war stets gern gesehen, „wurde dann aufgefordert, Geschichten zu erzählen, und er war immer voll von Witzen, Anspielungen und humoristischen Einfällen"[3]). Glänzende Soireen im Hause der gräflichen Familie vereinten Künstler, Dichter, Schriftsteller und hohe Staatsbeamte. Besonders machte Jens Immanuel Baggesen einen großen Eindruck auf Schmidt; er hielt ihn sogar für den größten dänischen Liederdichter. Natürlich wurde Schmidt durch den Verkehr mit derartigen Persönlichkeiten zum dichterischen Schaffen wieder stark angeregt — dafür zeugen auch die vielen Gedichte, die von ihm in dieser Zeit in den verschiedensten Taschenbüchern erschienen. Auch die Familie des Grafen befreundete sich gern mit Schmidts anmutiger Muse. In einem Briefe an die Gräfin Louise Stolberg (geb. Reventlow) vom 26. November 1803 schreibt die Gräfin Charlotte Schimmelmann: „Notre Schmidt est un bien joli poete, il a ce rare talent

---

[1]) Bobé: Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familienkreds, V 303.

[2]) Über das gesellschaftliche Leben der gräflichen Familie hat Schmidt Notizen hinterlassen, die jetzt unter dem Titel „Nachrichten von der Gräflich Schimmelmannschen Familie" (handschriftlich) im Familienarchiv der Grafen Schimmelmann aufbewahrt werden. Das Manuskript war mir trotz meiner Bemühungen nicht zugänglich.

[3]) Zeise S. 93.

bien au dela de l'ordinaire"[1]), und fügt dann zur weiteren Charakteristik des Mannes hinzu: „Quel homme agréable et instruit nous avons en lui. La langue italienne dont j'étois jusqu'ici seul professeur pour mes enfants se cultive plus à fond à l'aide d'un maitre que j'ai déterré". Für die kleine Tochter des Grafen, Louise, dichtete er vielfach kleine Lieder: „Schmidt a fait de couplets pour la belle harpe de Paris, que Louison pince bien joliment"[2]). Auch wissenschaftlich beschäftigte sich hier der Dichter; die umfangreiche Bibliothek des Grafen bot ihm dazu Gelegenheit. So entstand hier u. a. seine Abhandlung „Petrarka und Laura", die er später in seine „Historischen Studien" (S. 59—100) mit aufnahm[3]). Auch nach seinem Weggange von der dänischen Hauptstadt blieb Schmidt in stetem freundschaftlichen Briefwechsel mit dem Grafen bis zu dessen Tode im Jahre 1831[4]).

---

[1]) Bobé a. a. O. V 224 f.

[2]) a. a. O. S. 235 (Brief vom 1. Dezember 1804).

[3]) Zuerst erschienen in Beckers Erholungen 1806, 4. Bdch., S. 37—91.

[4]) Der bei Bobé a. a. O. V 305 mitgeteilte poetische Nachruf zum Tode des Grafen kann, seiner Diktion nach zu urteilen, Schmidt nicht zugeschrieben werden.

Kapitel 2.

Lebensstellung und Alter (1806—1849.)

Verschiedene Ämter. Erste Sammlung der Lieder in Beckers Guirlanden 1812 und 1813.

Im Jahre 1806 wurde Schmidt vom dänischen Staat zum Direktor des königl. Bankkontors und zum zweiten Direktor des königl. Fischerei- und Handelsinstituts in Altona ernannt. Da er sich durch eine außergewöhnliche Arbeitskraft und eine sorgfältige und pünktliche Erledigung der Geschäfte auszeichnete, so übertrug man ihm ein Amt nach dem andern. Trotzdem fand der tätige Mann auch für seine privaten Lieblingsstudien der Muße genug; Hach (S. 357) erzählt, daß er den Dichter, wenn er ihn besucht, stets „mit geschichtlichen oder Zeitungsgegenständen beschäftigt gefunden" habe.

Auch literarischen Studien wandte Schmidt sein Interesse zu. Er hatte vor, unter dem Titel „Gallerie Nord-Albingischer Dichter" im „Freimüthigen" jedem einzelnen seiner dichtenden Landsleute eine eigene Betrachtung zu widmen. 1808 erschien die schon oben (S. 20) erwähnte Gerstenberg-Biographie. 1809 folgte eine Biographie des deutschen und dänischen Dichters Levin Christian Sander (1756—1819), die allerdings mehr eine Mitteilung selbstbiographischer Notizen dieses Dichters ist.[1]) Eins der beliebtesten dänischen Lieder Sanders: „Dodens Buggevise", hat Schmidt als „Todes Wiegenlied" (S. 148) nachgedichtet, das dann von Zelter komponiert wurde. Johann Christoph Unger (1746 bis

[1]) Der Freimüthige 1809, Nr. 49, S. 193—194; Nr. 50, S. 199—200; Nr. 51, S. 201—202; Nr. 52, S. 205—206; Nr. 53, S. 210—211; Nr. 54, S. 213—214.

1809) war der letzte, dessen Lebensgeschichte er hier darstellte.[1])

Nicht minder fruchtbar war in dieser Zeit die dichterische Tätigkeit Schmidts; er stand jetzt gerade auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens. 1812 und 1813 veranstaltete der Dichter zum ersten Male eine Sammlung der besten seiner zum größten Teile vorher schon gedruckten Lieder in drei Abteilungen in Beckers Guirlanden.[2]) Es waren im ganzen 66 Gedichte. „Was Sie von meinen früheren Versuchen nicht darin aufgenommen finden", sagt er in der Vorrede „An Nanny",[3]) „übergebe ich der Vergessenheit. Ob ich für sie das Beste auserlesen habe, weiß ich in der That nicht; ich habe nur das Liebste auswählen wollen. Seinen Freunden soll man ja das Liebste darbringen."

Der Dichter hatte indes seiner Gesundheit zu viel zugetraut; das unausgesetzte Arbeiten hatte seinen Körper so sehr angegriffen, daß er Ende des Jahres 1812 in eine schwere Krankheit fiel und er sich infolgedessen gezwungen sah, seine Ämter niederzulegen. Am 1. Februar 1813 ging er aber, obwohl er noch nicht ganz wiederhergestellt war, als erster Administrator der Reichsbank nach Kiel. Als im Dezember dieses Jahres die feindlichen Truppen in Holstein einrückten, mußte er mit der Bank nach Odense flüchten, kehrte dann aber nach Kiel und nach Friedensschluß auch nach Altona wieder zurück, wo er die Bank weiter verwaltete.

Erster Bankdirektor in Altona.

Nachdem Schmidt 1818 den Titel eines königlich dänischen Justizrats erhalten hatte, wurde er im folgenden Jahre, als die Reichsbank in Kiel aufgehört hatte, ein gemeinsames Institut für das Königreich Dänemark und die Herzogtümer zu sein, zum ersten Bankdirektor in Altona ernannt. In goldener

---

[1]) a. a. O. 1809, Nr. 257, S. 1026—1028.
[2]) 1812, 2. Bdch., S. 3—52; 3. Bdch., S. 93—136; 4. Bdch., S. 105—182.
[3]) a. a. O. 1812, 2. Bdch., S. 3.

Muße konnte jetzt der Dichter sein Alter verbringen; hier, sagt er, habe er „eine Handvoll Glück gefunden", und es scheine ihm, „daß eben dieser Boden und eben diese Luft ihm für seinen Lebensbedarf am zuträglichsten" sei.[1]) Im übrigen lebte der Dichter hier nur für seine näheren Freunde. „Ich lebe sehr isoliert", schreibt er in einem Briefe an Hach vom 31. Mai 1821,[2]) „und da ich die Bank bei mir im Hause etabliert habe, so gehe ich oft in vier Wochen nicht aus, kleine Morgen-Spazierfahrten ausgenommen. Übrigens lebe, wohne, esse, trinke, schlafe ich, wie ein stümperhafter Schüler des Epicur, alles aufs Gerathewohl und ohne systematische Philosophie. Meine größte Noth ist, daß ich zu wenig Sorgen habe". Von langwierigen und schmerzlichen Leiden blieb der Dichter auch nicht verschont; seit 1814 plagten ihn die Gicht und Hämorrhoidalbeschwerden, und es ging ihm, so schreibt er im gleichen Briefe an Hach, „wie Einem, den zu frühzeitig für die Jahreszeit der Winter überfallen hat". „Obgleich", fährt er fort, „dieser siebenjährige Krieg mir zur Zeit noch nicht das Geringste von meiner Gemütsruhe und Zufriedenheit hat nehmen können, so habe ich doch gänglich meine vormalige lachende Laune verloren. Ich bin gewaltig gravitätisch geworden, welches meinem grauen Haar nicht übel kleiden soll. Ich bin mitunter mürrisch und zanksüchtig, welches mir nicht so gut stehen soll ... Du siehst, lieber Freund, aus diesen wenigen Porträtszügen, daß ich ein erbärmlicher Mensch geworden bin, und dennoch gefalle ich mir in diesem Zustande, und möchte mit niemand tauschen". In demselben Briefe spricht sich Schmidt auch über seine Stellung als Bankdirektor aus: „Mit Administrationen, sei es als Vorsteher eines Gemeinwesens, sei es als Bankdirector, ist außer dem lästigen Detail täglich wiederkehrender Trivialitäten mancherlei verbunden, was in unserer Ideenwelt und mit unserer Ansicht vom Besten nicht harmonieren will. Glücklich, wem es verliehen ist, in dem letzten Viertel seines Lebens sich aus dem verwickelten Processe der Zeit-Angelegenheit

---

[1]) Vorwort zu den „Historischen Studien", S. VI.
[2]) Hach S. 358.

zurückzuziehen, und der Natur und den Wissenschaften zu leben, und wo das nicht sein kann, sich einen Stand zu wählen, der sich mehr dem Wissenschafts- als dem Geschäfts-Leben nähert".[1]

„Lieder" 1821 und 1826.

Die außergewöhnliche Beliebtheit, die sich Schmidts Lieder in kurzer Zeit im Volke erworben hatten, und die überaus günstigen Beurteilungen bewogen den Dichter, dem Verlangen nach einer Sammlung der Lieder in Buchform nachzukommen. Doch wollte er, so sagt sein Freund, der Astronom Heinrich Christian Schumacher,[2]) im Vorwort zur 1. Auflage der „Lieder",[3]) „nur in die Sammlung seiner Lieder willigen, wenn ein Anderer das angenehme Geschäft der Auswahl und des Ordnens übernähme", und er fährt dann fort: „Er schien zu wünschen, daß ich der Andere seyn möchte, wahrscheinlich um mir die Freude zu machen, und ich übernahm mit Dank den Auftrag. Wenigstens konnte ich nicht viel verderben, denn ein Kranz aus so trefflichen Blumen gepflochten, kann selbst in der Hand des ungeschickten Binders nicht mißrathen". So erschien 1821 diese Gedichtsammlung unter dem Titel „Lieder von Schmidt von Lübeck. Herausgegeben von H. C. Schumacher, Professor der Astronomie, R. v. D." [4]) im Verlage von J. F. Hammerich in Altona. Das 230 Seiten starke Oktavbändchen enthielt 116 Gedichte. Der Rezensent dieser gesammelten Lieder[5]) fand, wie er sagt — und das ist ein Beweis dafür, das Schmidts Lieder schon bei ihrem ersten Erscheinen in den einzelnen periodischen Taschenbüchern in weite Kreise des Volkes Eingang

---

[1]) a. a. O. S. 357 f.

[2]) H. Chr. Schumacher, der, am 3. September 1780 in Bramstedt geboren, von 1799—1804 in Kiel und Göttingen die Rechte studierte, 1815 nach Bugges Tode als ordentlicher Professor der Astronomie nach Kopenhagen berufen wurde und sich seit 1821 auf Urlaub in Altona aufhielt, war als bedeutender Astronom durch Veröffentlichung zahlreicher Fachschriften tätig. Er starb am 28. Dezember 1850 in Altona. Vgl. Allg. deutsche Biographie XXXIII 32 f.

[3]) S. III f. (2. Aufl.).

[4]) Ritter vom Dannebrog.

[5]) Ergänzungsblätter zur Allg. Literatur-Zeitung vom Jahre 1823 (Halle u. Leipzig), Sp. 712.

gefunden — außer den Gedichten „Susanna" und „Paul Gerhardt", die er besonders hervorhebt, „noch viele andere alte Freunde und Bekannte in dieser Sammlung wieder, mit welchen er früher schon in freundschaftlichem Umgange lebte, und die zum Theil auch durch die Musik eine Stimme erhalten haben".

1826 konnte Schumacher schon eine „zweite vermehrte Auflage" mit 121 Gedichten (300 Seiten) herausgeben. „Die Anzeige des Herrn Verlegers, daß alle Exemplare der ersten Aufgabe verkauft seyen, und sein Wunsch die zweite zu übernehmen, veranlaßten den Dichter, ein paar von der Kritik mit Recht angestrichene Stellen zu verbessern, und mehrere in der ersten Ausgabe nicht enthaltene Lieder hinzuzufügen." [1]) Nun schmückte das Bändchen auch ein von S. Bendixen gestochenes Bildnis des 60jährigen Dichters, und dadurch wurde ein „ihm oft gerügter Mangel der ersten Auflage" [2]) ausgefüllt. „Schmidt von Lübeck", so sagt Wilhelm Müller in seiner Rezension dieser zweiten Auflage,[3]) „erscheint uns auf dem Titelkupfer als ein Sechziger. Der Ausdruck seines Gesichts vereinigt Heiterkeit der Stirn und der Augen mit einem ironischen Zuge, der von der Nase nach dem Munde herabläuft, und manches Wort des schmerzlichen Ernstes unter seinem Lächeln gefangen zu halten scheint. Mit dieser Physiognomie stimmt der Ton seiner lyrischen Muse überein, deren Motto heißt: Piemus floribus et vino genium memorem brevis aevi. Ein heller wohlgefälliger Blick nach der Schattenseite des Lebens gewandt, und wenn diese ihm die Bilder ihres Grauens und Schmerzes gar zu nahe entgegenhält, so wirft er einen leichten ironischen Schleier darüber, welcher mit Blättern und Blumen gestickt ist, oder er drückt wohl auch die Augen zu, um die hervorquellende Thräne, die der Schmerz nicht mehr zurückdrängen kann, vor fremden Augen zu verbergen". Mit diesen Worten ist zugleich Schmidts Lyrik kurz und treffend charakterisiert.

---

[1]) Vorwort zur 2. Aufl., S. V. Von Verbesserungen ist jedoch kaum etwas zu merken.

[2]) a. a. O. — Hach S. 322 hält das Bild für nicht gut getroffen.

[3]) Jahrbücher für wiss. Kritik 1827, Sp. 1033.

„Historische Studien“ und andere wissenschaftliche Abhandlungen.

Dichterisches Schaffen und Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen haben dem Dichter die dem Geist wenig bietende Stellung als Bankdirektor und sein nahendes Alter erträglicher gemacht. Daß er sich bei seinem alltäglich gemessenen Dienst ein reges und frisches wissenschaftliches Interesse bewahrt hat, beweisen die überaus zahlreichen Abhandlungen, die er gerade in dieser Zeit veröffentlichte.[1]) Es waren meistens Untersuchungen zur Geschichte seines Heimatlandes und speziell der Städte Lübeck und Altona. Wie aber Schmidt, der doch Poet durch und durch war, sich dazu bestimmen ließ, sich nunmehr auch mit trockenen, oft statistischen wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, macht er uns selbst in dem Vorwort zu den „Historischen Studien“ (S. III ff.) begreiflich: „Der Verfasser dieser Blätter ... hat sich bis weit über die Hälfte seines Lebensweges in den Blumengärten des Idealen gefallen. Im Herbste, dem Vorhofe des Winters, wollen wie in der körperlichen, so in der geistigen Natur, Lieder und Blumen kein Gedeihen haben. Von der Stunde, die entflohen ist, mit Anstand Abschied zu nehmen, und was die nächste bringt, sich nach Möglichkeit aneignen, bis die allerletzte schlägt, ist von allen Geboten der Lebensweisheit das erste und größte. Wenn die Gegenwart sich zu Ende neigt, wird die Vergangenheit erst recht interessant. Wenn vor uns der Weg sich schließt, wenden wir den Blick wiederum zurück. Und so macht sich der Übergang von Poesie zur Geschichte wie von selbst. Es ist wahr, das eigentliche Element, worin die Poesie lebt, ist Phantasie; und Chronologie, Genealogie, Heraldik und Numismatik sind diesem Elemente so wenig verwandt, wie eine antiquare Deduktion dem Schillerschen Gedichte. Allein die Schatten der Vorfahren auf die Bühne des Lebens zurückzurufen, sie gehörig gruppieren und costümieren, und ohne der historischen Wahrheit das geringste

[1]) Eine Aufzählung seiner wichtigsten Aufsätze findet sich in Lübker-Schröders Schriftstellerlexikon von 1796—1828, II. 512—514, in Albertis Schriftstellerlexikon von 1829—1866, II 343, sowie im „Neuen Nekrolog“, Jg. 1849, I 53 f.

zu vergeben, sie die Rollen abspielen zu lassen, als ob die Handlung vor unsern Augen vorgehe, scheint in der That nur eine Untergattung der Poesie zu seyn.

Alter, Ernst des Berufs und eine abnehmende Gesundheit haben diesen an sich leichten Übergang bei dem Verfasser der gegenwärtigen historischen Studien nur noch mehr befördern können. Der Lehnstuhl des Podragisten und der Schreibtisch des Bankdirectors begeistern nicht zu Liedern, wie der Rasensitz des frischen, ungebundenen Jünglings. Wem Wallungen des Gemüths von dem Arzte verboten sind, darf keine oder nur schlechte Verse machen. Der Verkehr mit Grazien und Musen erfordert eine frische Constitution. Der Umgang mit Todten hingegen echauffiert nicht, und thut dem Schlafe keinen Abbruch. Die Freunde mögen es daher dem älternden Freunde verzeihen, wenn er von jenen Abschied nimmt, und sich diesen zuwendet. Übrigens gewährt es auch einen nicht unpoetischen Kunstgenuß, sich in der Gallerie der Vergangenheit umzusehen und die alten Bilder mit den neuen zu vergleichen. Welche Grimassen das Zeitalter macht, so ist die Familienähnlichkeit zwischen dem Vormals und Jetzt dennoch nicht zu verkennen. Die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit; und es fragt sich noch, ob die Tochter hübscher sey, oder die Mutter."

Die „Historischen Studien" erschienen 1827.[1]) Die Aufsätze, die das Buch brachte, waren, wie auch der Verfasser selbst im Vorwort angibt, zum größten Teil vorher schon einmal gedruckt. Interessant ist die Biographie des Satirikers Christian Ludwig Liscow, die Schmidt nach einigen früher veröffentlichten Einzeluntersuchungen[2]) für die „Historischen Studien" einheitlich zusammenstellte (S. 121—194).

---

[1]) Historische Studien von Schmidt von Lübeck. Altona bey J. F. Hammerich 1827. 8°. XI u. 848 S

[2]) Schleswig-holstein-lauenburgische Provinzialberichte, ges. u. herg. von G. P. Petersen. Kiel 1821, 5. Heft, S. 1—12; 1822, 2. Heft, S. 1—28; für das Jahr 1823, 1. Heft, S. 94—102; für das Jahr 1825, 2. Heft, S. 354—358 Außerdem: Ruinen und Blüthen, hrg. von Winfried Altona 1826, S. 64 f.

Ungefähr zur gleichen Zeit, da sich der Dichter mit Liscow beschäftigte, suchte er auch den Satiriker Christian Wernike (Schmidt schreibt: Wernigk) dem Dunkel der Vergessenheit zu entrücken. Die Biographie dieses Satirikers erschien 1824 in in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten.[1])

Im Zusammenhange hiermit mögen noch zwei Schriften aus den späteren Jahren des Dichters genannt werden; eine Schrift über die rätselhafte Persönlichkeit des Caspar Hauser, die in zwei Heften 1831 und 1832,[2]) und die philologische Untersuchung „Der neu entdeckte Sanchuniathon",[3]) die 1838 erschien.

Nahendes Alter. Pensionierung.

Der Winter ist nicht ferne,
Es schimmern kalte Sterne,
Das Land wird nebelgrau —
Und bringen keine Lieder
Die Frühlings-Blüten wieder
Auf abgestorbner Au,
So wollen wir bescheiden
Den Blick, wie Kinder, weiden
An Blumen von gefrornem Thau.

(„Liederspiel" S. 181).

Die alten Leiden stellten sich bei dem alternden Dichter immer wieder ein, ohne aber auf seine geistige Frische irgend welchen nachteiligen Einfluß auszuüben. Einer Nachfrage des Vetters Hach nach seinem Befinden antwortete er am 6. März 1829[4]): „Sehr gut und sehr schlecht zugleich. Sehr schlecht, denn ich bin vor der Zeit krank und hinfällig geworden. Podagra und Hämorrhoidal-Beschwerden haben mich dergestalt

---

[1]) Schleswig-holstein-lauenburg. Provinzialberichte für das Jahr 1825, 2. Heft, S. 358—362; 3. Heft, S. 521—523.

[2]) Über Caspar Hauser. Von Schmidt von Lübeck, Königl. Dänischem Justizrath und Ritter vom Danneborg in Altona. Altona, bei Karl Aue. 1. Heft 1831, VI u. 20 S.; 2. Heft 1832, 40 S. 8°.

[3]) Der neu entdeckte Sanchuniathon. Ein Briefwechsel. Hrg. von Schmidt von Lübeck. Altona, bei Karl Aue. 1838, 8°, 44 S.

[4]) Hach S. 371.

von den Beinen gebracht, daß ich kaum 3mal meine Garten-Allee auf- und niederhinken kann, und seit 7 Jahren mein Haus nicht verlassen habe. Wer mich indessen auf meinem Lehnstuhle sitzen sieht, und mit mir spricht, ohne die geheime Geschichte meiner Leiden zu kennen, sagt in der Stadt, ich sei nur in der Einbildung krank. Denn ich bin vom Zwerchfell bis zur Scheitel noch ziemlich frisch, und eine Laune, die meiner Natur so eingewachsen ist, daß ich sie auch im Sterben nicht werde verleugnen können, schimmert wie eine Aprilsonne durch meine Schmerzen hindurch."

Trotzalledem wird es dem immer tätigen Manne nicht leicht gefallen sein, um seine Pensionierung einzukommen. Am 1. März 1829 gewährte man ihm diese seine Bitte, und nun konnte er einmal sorgenfrei aufatmen: „Seit 23 Jahren", so sagt er in demselben Briefe an Hach,[1]) „habe ich keinen Morgen- oder Abendgedanken gehabt, als Geld, und wieder Geld, und immer wieder Geld; und ich bin in dieser ewigen Zahlen-Existenz beinahe selbst vernullt. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich in dieser langen Reihe von Jahren mein Amt tüchtig und glücklich verwaltet habe. Auch habe ich die Zufriedenheit, daß dies vom Publikum wie von der Regierung anerkannt worden ist. Letztere hat mir die großmüthigsten Anerbietungen gemacht, um mich festzuhalten. Allein mein Entschluß stand zu fest. Endlich ist mir die Entlassung, die man mir nicht verweigern konnte, geworden; und der König hat mir in diesen Tagen zum Beweise seiner Zufriedenheit das Ritterkreuz des Dannebrogs verliehen . . . Alle Wünsche meines Lebens sind nunmehr erfüllt; ein fröhlicher Morgen, ein thätiger Tag und ein geruhiger Abend. Würde es mir vergönnt, mein Leben noch einmal von vorne anzufangen, gerade so und nicht anders würde ich es zum zweitenmale zu leben wünschen, die Krankheit abgerechnet."[2]) Und rührend ist es, wenn er weiterhin seinen letzten Herzenswunsch ausspricht: „Nur einen einzigen Wunsch habe ich noch auf dem

[1]) a. a. O. S. 371 f.
[2]) Vgl. das Gedicht „Der Greis" (S. 322).

Herzen, den ich gewiß schon 30 Jahre in mir herumtrage, den Wunsch, Italien zu sehen, bevor meine Augen sich für immer schließen. Könnte ich im Herbste mit den Schwalben dahin ziehen! Allein ich sehe bei meinem Zustande keine Möglichkeit, die lange Reise auszuhalten, und möchte nicht gerne auf der Lüneburger Haide in einer Dorfschenke enden. Ich kann mir leicht denken, wie du, Hausvater, Familienvater, durch hundert Fäden an die Heimat gebunden, über meine noch so späte Liebhaberei für das Landstreicherleben lächelst, und mir heimlich Glück wünschest, daß mein Podagra mich nicht über die Thürschwelle hinausläßt. Ach, es ist so schwer, Menschen und Menschenleben mit anderen Augen anzusehn, als mit seinen eigenen; und ein wenig licentia poetica ist mir wohl einzuräumen."

Familienvater ist Schmidt allerdings nie geworden. „In jüngeren Jahren", so berichtet Hach (S. 357) des Dichters eigene Worte, „habe er sein Ideal nicht finden können, welches auch kaum unter den Engeln zu finden gewesen sein würde; dann, mehr zur Wirklichkeit herabgestimmt, hätten ihn der Wechsel seiner Verhältnisse und zuletzt sein kränkliches Gefühl und seine verstimmte Laune am Heirathen gehindert".

Um sich seine letzten Lebensjahre noch recht behaglich zu machen, nahm sich der Dichter in demselben Jahre, in dem ihm die erbetene Dienstentlassung zu teil geworden, eine Hausdame zu sich, die ihn dann bis zu seinem Tode treu gepflegt hat. Daß diese dem greisen Dichter eine ganz unentbehrliche Stütze war, erhellt aus seinem Briefe an Hach vom 5. August 1842, worin er diesem mitteilt, daß seine „Haus-Demoiselle" schon seit langem krank sei und daß nun seine „ganze häusliche, einst recht behagliche Einrichtung wie ein Kartenhaus" zusammenfalle.[1]) Schmidt hat hat ihre aufopfernde Treue dadurch belohnt, daß er ihrer im Testament gedachte.

[1]) Hach S. 357.

Lebensabend.

Der Morgen ging, der Abend kam,
Der Fuß des Wandrers wurde lahm,
Doch blieb der Himmel heiter,
Und singend ging es weiter.

(„Vertrau!“[1]).

Wenn Schmidt schon in seinen Gedichten aus den 20er Jahren klagte (so z. B. in: „An den Herausgeber der Eidora. 1823“ S. 307), daß ihm das Lied nicht mehr, wie in seiner Jugend, voll und rein erklänge, so war diese Klage doch nicht ganz zutreffend. Die Muse der lyrischen Dichtkunst hat ihn vielmehr auch im hohen Alter nicht verlassen, sie hat ihn stets jung bleiben lassen, ihm ein treues Geleit gegeben bis zu seinem Sterbebette. Und wir sind fast überrascht von der Formvollendung der Gedichte gerade aus seinen letzten Lebensjahren. Es sind meistens Klagen um die geschwundene jugendliche Frische und Begeisterung, um die sich immer mehr geltend machende Gebrechlichkeit des Alters, die ihren Widerhall in diesen seinen letzten Liedern finden:

Zweifel[2]).

Immer besser soll es werden?
Immer besser? Immer besser?
Ach, mich dünkt, es blühn auf Erden
Meine Rosen immer blässer.

Aber zwischen solchen wehmutvollen Tönen erklingt nicht selten auch ein glockenreines, frommes Lied des Vertrauens, das den Dichter alle Mühseligkeiten des Greisenalters vergessen läßt. Einige der seit der letzten Ausgabe der „Lieder“ vom Jahre 1826 erblühten „Herbstblumen“ veröffentlichte der Dichter 1832 in der von Georg Lotz herausgegebenen Zeitschrift „Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie“.[3])

---

[1]) Lotz' Originalien 1832, Sp. 234.

[2]) Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter. Schleswig, 1848, S. 144.

[3]) Nr. 22, Sp. 169—171; Nr. 24, Sp. 185—187; Nr. 26, Sp. 201 bis 202; Nr. 30, Sp. 233—235.

„Der Verfasser der wenigen Gedichte, die hier nach und nach mitgetheilt werden", so leitete er sie ein[1]), „ist in der Schule des vorigen Jahrhunderts erzogen, und gehört nach Alter, Geschmack und Studien demselben an. Er verzichtet freiwillig auf den Ruhm, in dieser Hinsicht mit der Zeit vorangeschritten zu seyn, und mischt sich noch einmal, bescheiden aber unverlegen, in dem aus der Mode gekommenen Zuschnitte des poetischen Gewandes, worin er seit funfzig Jahren sich zu bewegen gelernt hat, in die Gesellschaft des jüngeren Geschlechts, das sich, wie billig, im Geschmacke des Zeitalters kleidet."

Unter den Liedern, die Schmidt den Lesern hier darbot, fanden sich neben weniger bedeutenden einige kostbare Geschenke seiner Muse. Welch einen originellen Gedanken führt da z. B. sein Herbstlied (S. 315) durch!

Herbst-Trauer.

O holde Wehmuth-Trauer
So süß in Lust und Schmerz,
Wie stillen deine Schauer
Das wilde Menschenherz!

Wer nicht das Glück empfunden,
Das aus der Thräne bricht,
Der kennt wohl schöne Stunden,
Die schönsten kennt er nicht.

Die Sonne röthet labend
Die Rosen auf der Au,
Doch selig küßt am Abend
Die Blumenflur der Thau.

Der Frühling, Blüthen regnend,
Ist voll von lieber Qual;
Es wandelt, milde segnend
Des Herbstes Mond im Thal.

Mit Ausnahme des Gedichts „Vertrau!"[2]) wurden die Lieder — es waren: „Sein oder Nichtsein" (S. 318), „Herbst-Trauer"

---

[1]) a. a. O. Nr. 22, Sp. 169.
[2]) a. a. O. Nr. 30, Sp. 233—234.

(S. 315), „An ein junges Mädchen. Ein aufgegebener Reim" (S. 311), „Die Königin der Herzen" (S. 309), „Rundgesang der Alten" (S. 313), „Der Greis" (S. 322), „Der Schmetterling. Aus dem Französischen des Lamartine" (S. 316) — in die letzte Ausgabe der „Lieder" aufgenommen.

Diese dritte, „vermehrte und verbesserte" Auflage vom Jahre 1847 stellte der Dichter jetzt selbst im Februar des Jahres 1846 fertig und eignete sie dem Herausgeber der beiden ersten Ausgaben, seinem Freunde Schumacher, zu. „Was die gegenwärtige dritte Herausgabe anlangt", sagt der Dichter in der an Schumacher gerichteten Vorrede, „so mag sie der Verleger verantworten, welcher mich dazu aufgefordert hat. Was aber die Zuneigung an Sie betrifft, welche ich mir erlaube, so will ich unter Weglassung der gewöhnlichen Dedication-Phrasen offen bekennen, daß ich es meiner Eitelkeit nicht versagen konnte, Ihren Namen nach wie vor an der Spitze des Büchleins zu sehen, das ich noch immer als das Ihrige betrachte." Das 329 Seiten starke Bändchen brachte 148 Gedichte.

Die geringen Verbesserungen erstreckten sich im wesentlichen auf den Ausdruck und auf Äußerlichkeiten. Nur an die „Apologie des Liedes" (S. 1. In den beiden ersten Auflagen unter der Überschrift „Der Liederdichter an die Ungünstigen. Statt der Vorrede") hatte der Dichter eine schärfere Feile angesetzt.

Die Mühsalen des Alters machten sich immer mehr fühlbar. „Ich bin seit diesem Frühling fünf Jahre älter geworden, und fühle, daß ich daran denken muß, mein Haus zu bestellen, ehe es Winter wird", so schreibt er in einem Briefe an Hach vom 14. Juni 1847. Doch stellte der greise Dichter noch mit 80 Jahren eine stattliche, imponierende Erscheinung dar. Von Schmidts Biographen Zeise, der mit dem Dichter noch in dessen letzten Lebensjahren zusammenkam, erfahren wir das. „Schmidts äußere Erscheinung", sagt er (S. 92 f), „war eine Ehrfurcht gebietende und zugleich herzgewinnende; unter der Kappe, die sein Haupt bedeckte, quoll das Silberhaar reichlich hervor, sein Auge leuchtete freundlich. Es machte auf mich einen eigenen Eindruck, als ich zum ersten Male im Jahre 1847 bei ihm

war, und, da das Gespräch auf Poeten kam, er mir von Göckingk erzählte, den er einst auf einer Reise besucht. Die Frische des damals einundachtzigjährigen Greises machte mich irre, und ich dachte augenblicklich nicht daran, daß sie Zeitgenossen gewesen."

In den Liedern aus des Dichters letzter Lebenszeit ringt sich trotz aller Klagen um die entschwundene Jugendkraft und um die Beschwerden des Alters immer das beruhigende und glückbringende Gefühl hindurch, die Jahre, die ihm beschieden gewesen, gut ausgenützt zu haben. Und so ist der Dichter auch zu jeder Zeit bereit, Freund Hein lächelnd in seiner Kammer zu empfangen:

All das Treiben und Beginnen,
War es auch kein Meisterstück,
War es doch ein Erdenglück,
Und ich fahre froh von hinnen.

(„Der Greis". S. 323).

Wissenschaftlich beschäftigte sich der Dichter in seinen letzten Jahren weniger, und auch den literarischen Tagesneuigkeiten brachte er, wie uns Zeise (S. 94) erzählt, kein besonderes persönliches Interesse entgegen. Nur der formvollendeten Lyrik seines Landsmannes Geibel konnte er seine Bewunderung nicht versagen. Nichts schmerzte indes den greisen Dichter mehr, als daß ihm das Lied nicht mehr, wie früher, begeistert und voll seinem Innersten entrang. Das Gedicht „Abschied"[1]) kam da dem Dichter aus tiefstem Herzen:

Mein Pegasus von zwei und achtzig Jahren
Kann kaum auf seinen Beinen stehn,
Und taugt nicht mehr zum Reiten oder Fahren,
Ich muß fortan zu Fuße gehn.

Sich loszusagen von den Händeln
Der Welt ist freilich leichte Pflicht,
Doch schickt sich auch mit Musen tändeln,
Für zwei und achtzig Jahre nicht.

---

[1]) Wagners Jahrbuch 1848, S. 145.

Es gilt mit Recht für einen Gecken,
Wer an der Krücke tanzen will;
Gescheuter ist's, man hinkt am Stecken
Und steht, wenn andre rennen, still.

Fast gänzlich vereinsamt, blieb dem Dichter nunmehr nur noch die Erinnerung an verschwundene Zeiten — in ihr fand er jetzt das einzig ihn beglückende Gefühl:

Weg sind die Haine
Von Rosen schön im Morgenthau;
Ich seh mich um und steh alleine
Auf einer öden Abend-Au.

Wo ich bin, wenn vom Mai umfangen
Die neuen Blumen auferstehn?
Ich bin im Stillen wegegangen,
Die alten wiederum zu sehn.

(„Am achtzigsten Geburtstage", S. 327).

Am 28. Oktober 1849 entschlief der Dichter sanft, und am 5. November wurde er auf dem Ottensener Friedhofe feierlich bestattet;[1]) hier ruht er nun dicht neben Klopstocks Grabe, im Schatten der Klopstocklinde. Eine einfache große Grabplatte, mit den allernotwendigsten Angaben versehen, deckt seine sterbliche Hülle zu.[2])

---

[1]) Der Hamburger Beobachter, Jg. 1849, S. 363.

[2]) Von Schmidts Grabstein erzählt Zeise (S. 95): „Auf dem Grabstein Schmidts standen nachstehende seinem Gedicht „Der Achtzigjährige an die Natur" entnommenen Strophen:

Ich geh, Natur, in deine Hand,
Wenn ausgelebt, zurück;
Wo du bist, ist das Mutterland,
Da blüht mir ewig Glück.
Tod ist ja nur ein Menschenwort,
Denn Tod ist weder hier noch dort.

Diese Strophen sind jedoch wiederum verwischt, nicht Regen, noch andere klimatische Einflüsse haben sie vernichtet, sondern eine unsaubere Hand muß hier im Spiele gewesen sein. Auf wessen Veranlassung die Tilgung geschah, haben wir trotz eifriger Nachforschungen nicht in Erfahrung bringen können ..." Der Grabstein von dem Zeise hier spricht, ist durch einen neuen ersetzt worden. Die Bemerkung in Gödekes Grundriß V 435, als Geburtsdatum des Dichters sei auf dem Grabstein der 1. Juni 1776 angegeben, bezieht sich also auf den ersten Grabstein.

In seinem letzten, erst nach seinem Tode veröffentlichten Liede „Vertrau!“ aus dem Juli des Jahres 1849[1]) zeigte sich der Dichter noch zum letzten Male in der ganzen liebenswürdigen Schlichtheit seines Wesens. In einem reinen und vollen Schlußakkord klingt dieser Schwanengesang und damit das ganze Dichten Schmidts aus:

Vertrau! Vertrau! Die schöne Blume
Im Garten der Vergänglichkeit,
Beglückt, wer sich zum Eigenthume
Sie großzieht für die Winterzeit!
Sie gab mir Kraft in goldnen Tagen
Mich meiner Jugend zu erfreun,
Sie soll auch bei des Alters Plagen
Noch Blüthen auf die Dornen streun.
Vertrau! sei meine Krankenpflege,
Mein Licht, wenn ringsum alles grau,
Mein Stern auf letztem dunklen Wege,
Mein Sterbekissen sei: Vertrau!

---

[1]) Volksbuch auf das Jahr 1851, hrg. von Karl Biernatzki (Altona), S. 1—3.

Kapitel 3.

Die Lieder.

Die Anordnung der „Lieder".

Für die Sammlung der Lieder Schmidts von Lübeck hat dessen Freund H. C. Schumacher mit gutem Geschmack das Beste von dem, was er in den zahlreichen Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut vorfand, zusammengetragen, nachdem er es dem Dichter vorerst zu einer letzten Durchsicht und Korrektur überlassen. Es sind nur wenige Gedichte, die in der einheitlichen Geschlossenheit der Sammlnng gleichsam isoliert dastehen. So stören vor allem einige Lieder aus dem poetischen Briefwechsel zwischen Philidor und Nanny — wie auch der Dichter selbst empfand[1]) — der in den Jahren 1804 bis 1806, 1808 und 1814 in Beckers Taschenbuch und dessen Erholungen erschienen war, zumal da sie ganz aus dem Zusammenhange gerissen sind. Eine plan- und kunstvolle Anordnung der Gedichte war schon mit einigen Schwierigkeiten verbunden bei einem Gefühlslyriker, dessen Stärke nicht im Stoff beruht, sondern in der Form, namentlich in feinen Variationen von verhältnismäßig wenigen Themen. Doch hat Schuhmacher sich seiner Aufgabe in anerkennenswerter Weise zu entledigen gewußt. Er stellte insofern eine abwechselungsreiche Gedichtsammlung her, als er höchstens zwei oder drei dasselbe Thema variierende oder nur rein äußerlich gleichartige Lieder zusammenstellte[2]), dann und wann aber konventioneller gehaltene Lieder, allegorische Gedichte, Romanzen und Balladen ein-

---

[1]) Vorwort zur 3. Aufl. der „Lieder", S. IX f.

[2]) So gehören z. B. zusammen die Gedichte: S. 11, 13, 15 S. 31, 34, 36. S. 42, 44. S. 135, 138, 139 usw.

fügte. Aber schon allein die reine Gefühlslyrik für sich betrachtet entbehrt nicht einer planvollen Zusammenstellung; denn es zeigt sich in ihr eine immer stärker werdende Anschwellung in der Tonart, bis sie darin einen gewissen Höhepunkt erreicht hat und dann in den Molltönen des alternden, welterfahrenen Mannes langsam und matt wieder ausklingt.

Wenn auch der Dichter sagt[1]: „So wie älternde Damen ein greises Haar unter den braunen zu verstecken suchen, so sind auch die späteren Lieder dieser Sammlung nicht frei von dieser Coquetterie geblieben, und haben sich unter den jugendlicheren verstecken wollen", so kann man doch annehmen, daß die Gedichte im großen und ganzen ihrer Entstehungszeit nach auf einander folgen.

In den letzten beiden Auflagen der „Lieder" sind Gedichte ohne Rücksicht auf ihr Alter hinten hinzugefügt worden; so z. B. auch das 1796 verfaßte Gedicht „Abschied aus Jena" (S. 302), das der Dichter wohl mit Rücksicht auf Sophie Mereau nicht eher veröffentlicht hatte.

Der Charakter der Lyrik Schmidts.

Immerhin bleibt eine gewisse Eintönigkeit (um diesen Ausdruck W. Müllers gleich zu gebrauchen) in der Lyrik Schmidts bestehen. Auch J. G. Seidl ist das bei seiner Rezension der „Lieder" aufgefallen, wenn er sagt[2]: „Sollte ich an Schmidts Sammlung irgend etwas bemängeln, so wäre es vielleicht eine gewisse Einförmigkeit derselben, welche dem Elemente zuzuschreiben ist, worin er eben am glücklichsten sich bewegt; die vorherrschende elegische Stimmung und das Festhalten an einer charakterischen Lebensansicht, um deren Geltendmachung es dem Dichter vorzüglich zu thun ist, ziehen dem Ideenkreise derselben enge Gränzen." Aber was Seidl hier nur ahnt und, weil er es nicht klar erkennt, mit früheren Rezensenten der Schmidtschen Lyrik bemängelt, hat Müller mit

[1]) Vorwort zur 3. Aufl. der „Lieder", S. IX.
[2]) Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 131.

schärferem Blick erkannt und für eine vorteilhafte Seite bei dem Dichter gehalten. Müller teilt nämlich Schmidt mit gutem, richtigem Empfinden einer Klasse zu, die er als „eintönige“ Lyriker bezeichnet, und was der feinsinnige Kritiker über diese „Eintönigkeit“ vorher bemerkt, ist für die Erkenntnis des Wesens und der Eigenart der Lyrik Schmidts so wichtig, daß es hier wohl am besten wiederholt wird. Er sagt[1]): „Die Eintönigkeit ist nur in denjenigen Dichtungsarten durchaus und unbedingt verwerflich, deren von Außen her gegebener vielseitiger Stoff nicht ohne innere Vielseitigkeit vollständig aufgenommen und ausgebildet werden kann, und sie zeigt sich demnach als unzulänglich für jede mehr objektive als subjektive Darstellung, also vorzüglich für das Epische und Dramatische. Die Empfindung hingegen, als das Prinzip der lyrischen Poesie, teilt selbst dem von außen her in sie eingedrungene Stoffe so ganz ihre subjektive Natur mit, daß dieser, wie vielseitig er auch an und für sich sei, dadurch in die einseitigste Individualität umgestaltet werden kann. Diese Einseitigkeit der Empfindung aber, insofern ihr Höhe und Tiefe nicht abgeht, hat oft mehr lyrische Kraft und Fülle als die vielseitigste Subjektivität, und scheint sich sodann durch intensive Vereinigung gegen die extensive Zerstreuung der andern geltend zu machen. Indem diese Einseitigkeit der Empfindung nun die poetische Eintönigkeit der Lyrik bedingt, schließt sie weder Vielseitigkeit des Stoffes noch der Form aus, so wie umgekehrt Vielseitigkeit der Empfindung oder Vieltönigkeit der Lyrik sich auch bei einseitigem Stoffe und in enge beschränkter Form aussprechen kann. Das Einseitige und Vielseitige beruht hier einzig und allein auf dem T o n e, in welchem die Empfindung, von innen und von außen, angeregt, sich selbst ausklingt, und dieser Ton, der einheitliche Lebensgeist der lyrischen Poesie, durchdringt die Äußerlichkeit des Stoffes und der Form mit seiner subjektiven Umbildungskraft. So wie es Instrumente gibt, und namentlich sentimentale Blaseinstrumente, die nur

---

[1]) Jahrbücher für wiss. Kritik 1827, Sp. 1030 f.

eine oder einige verwandte Tonarten umfassen, so jene eintönigen Lyriker, und sie verhalten sich zu der Vieltönigkeit einer Lyrik, wie etwa die Goethische, nicht anders als Bassethörner oder Alpenhörner zu einer Orchestermusik. Wir verlangen aber von ihnen, wie von jenen Instrumenten, daß ihre Tonarten in vollen und reinen Akkorden von der Tiefe bis zur Höhe, in verschiedenen Tempos und wechselnden Modulationen und in den Steigerungen des Piano zum Forte aussprechen, übrigens aber sich auf den Vortrag solcher Stücke beschränken, die ihrer nur in der Beschränktheit schönen Natur angemessen sind. Denn wenn wir der lyrischen Eintönigkeit eine gewisse Vielseitigkeit des Stoffes und der Form nicht nur zugestehen, sondern sogar von ihr fordern müssen, weil sie sonst am Ende so eintönig werden möchte, wie Amselschlag oder Kuckuckgeschrei, so ist ihr damit doch keineswegs eine Allseitigkeit der Art auferlegt, welche das Alpenhorn oder das Fagott zu einem leichtfüßigen Scherzando, einen Justinus Kerner zu Römischen Elegien, oder einen Schmidt von Lübeck zu petrarchischen Sonetten und Canzonen verführen könnte." Von den Dichtern, deren Ruhm in dieser Eintönigkeit besteht, führt Müller dann u. a. fast alle Minnesänger, Walther von der Vogelweide ausgenommen, Hölty, Salis, Max v. Schenkendorf und Hebel an und stellt in Gegensatz zu ihnen unsern größten Lyriker Goethe als den ausgezeichnetsten Vertreter lyrischer Vielseitigkeit in Stoff und Form und nach der verwerflichen Seite hin die „Fabriken der Dutzenddichter", denen „ihr charakterlos umherschwankendes Nachsingen . . . ja ohnedieß das Halten eines Tones unmöglich" macht.[1])

In seiner Betrachtung der „eintönigen" Lyrik fährt Müller dann fort. Er sagt, es sei in der Natur der „eintönigen" Lyrik begründet, daß sie nicht jedem und nicht immer gefalle; andererseits liege aber die Gefahr einer Überschätzung eines eintönigen Lyrikers sehr nahe: „Wenn aus Goethes lyrischen Gedichten für jeden Charakter, jedes Temperament, jede Stim-

[1]) a. a. O. Sp. 1032.

mung, jede Lage, jedes Alter, jede Laune des Menschen, insofern er überhaupt poetische Empfänglichkeit hat, ein verwandtes Echo klingt, so daß der einseitig Empfindende sich seinen Goethe aus dem ganzen Goethe herausnimmt, so ist durchaus eine gleiche einseitige Beschränkung der Empfindungsweise bei demjenigen Leser vorauszusetzen, welcher von einem eintönigen Lyriker immer und überall angesprochen wird. Von einem solchen Leser wird aber aus eben diesem Grunde der sentimentalen Verwandschaft sein Lyriker oft überschätzt, und überspannte und einseitige Urtheile sind auf diesem Felde recht eigentlich zu Hause . . . Der Unbefangene von weiterer Empfindung kann sich nur in einzelnen Stimmungen des Gemüths, auch wohl in gewissen Perioden seines Lebens, von einem eintönigen Lyriker so mächtig angesprochen fühlen, daß er einen innern Drang empfindet, öfter zu demselben zurückzukehren. Und hier schwebt uns der oben gebrauchte Vergleich entgegen: ein Alpenhorn, ein Bassethorn, ein Fagott, wer hört das gern und zur Mitempfindung aufgeregt einen Tag wie den andern?"[1])

Ein richtiges Verständnis der Lyrik Schmidts ist erst möglich, wenn wir sie unter den Gesichtspunkten betrachten, wie sie W. Müller hier angibt. Schon im vorhergehenden Paragraphen mußte darauf hingewiesen werden, daß Schmidts Stärke nicht im Stoff beruht, sondern in feinen Variationen von nur wenigen Themen. Zum Überfluß hat der Dichter selbst die Eintönigkeit seiner Lyrik früheren Rezensenten gegenüber gerechtfertigt: gerade durch sie spiegele ja die Dichtung am besten seinen Charakter wieder. Ein solches Selbstzeugnis des Dichters — es steht in der Vorrede „An Nanny" zu der dritten Sammlung seiner Lieder in Beckers Guirlanden 1813[2]) — ist daher für uns nicht ohne Wert. Er sagt hier: „Sie haben mich bei Gelegenheit der beiden ersten Sammlungen auf einige Eigenheiten und Mängel meiner Gedichte aufmerksam gemacht, welche in der That bis jetzt mir selbst entgangen waren. Sie meinen, diese harmlosen Kinder freundlicher

[1]) a. a. O. Sp. 1032 f.
[2]) 4. Bdch., S. 106 f.

Augenblicke, wie ich meine Lieder scherzweise nannte, seien sowohl an Sinnesart, als an Geberde, Haltung, Gang und Tracht allzu ähnlich unter einander gerathen. Es ist wahr, seitdem ich sie zum ersten Male neben einander stehen betrachte, muß ich Ihrer Bemerkung Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Familienähnlichkeit ist etwas stark. Allein lächeln sie immer — diese Familienähnlichkeit, die an ihnen in die Augen fällt, gewährt mir eine heimliche Selbstzufriedenheit; denn beweist sie nicht die Lauterkeit ihrer Abstammung? Wenn anders der Spiegel, in welchen ich forschend blicke, meine Züge einigermaßen treu wiedergiebt, so sehen sie alle mehr oder minder, mir selbst ähnlich, und haben dabei, wie mich dünken will, samt und sonders etwas von ihrer Mutter, Natur, an sich. Sollte eine solche Entdeckung nicht ein wenig der Eigenliebe schmeicheln dürfen?"

Es ist wahr, den Charakter des Dichters offenbaren uns diese Lieder: den frischen, fröhlichen Sinn des freien Reichsstädters und gemütlichen und zufriedenen Bürgers, der, durch mancherlei Geschick erprobt und von der Nichtigkeit alles Irdischen innig überzeugt, das Leben weise zu genießen lehrt. Und so schwingt durch die Lyrik des Dichters eine „durch heitre Ironie gemilderte"[1]) elegische Stimmung als Grundton, der in zahlreichen und feinen Variationen bald leise anklingend, bald stärker anschwellend sich hier und da mit verwandten Nebentönen harmonisch vereinigt. Im Wesen des Dichters aber liegt es, daß er sich bei dieser elegischen Stimmung am glücklichsten in einer gewissen Mittelsphäre bewegt, und treffend bemerkt hierzu Müller[2]), der Empfindungsweise des Dichters sei „ein hoher Aufflug . . . eben so wenig angemessen, als ein tiefes Versinken: sie schwebt in leichter Erhebung über ihrem Stoffe hin, und beherrscht denselben gleichsam spielend". Zum Glück finden sich daher auch beide Extreme bei Schmidt fast garnicht, und wenn er einmal einen Ansatz zu höherer Begeisterung nimmt, so folgt ihr meistens

[1]) Jahrbücher für wiss. Kritik 1827, Sp. 1036.
[2]) a. a. O. Sp. 1034.

auch das plötzliche Ermatten auf dem Fuße. Man kann sagen, daß kaum eins der Lieder der wehmütigen Grundstimmung entbehrt, denn selbst wo der Dichter Frohsinn und Genuß des Augenblicks preist und lehrt und von Glauben und Vertrauen spricht, ist doch meistens der Gedanke an ein Hinwegsetzen über die Unannehmlichkeiten des Erdenlebens vorherrschend, und so klagt im Grunde auch hier nur ein verstecktes schmerzliches Entsagen.

Seidl geht wohl etwas weit, wenn er urteilt[1]): „Nicht leicht dürfte man einen Lyriker finden, welcher die elegische Spezies so rein und innig repräsentiert, und alle Nebenarten derselben auf so ansprechende Weise vertritt, als Schmidt von Lübeck. Das sanfte Wiegen zwischen Lust und Unlust, diese süße Wehmuth, dieses harmonische Spiel gemischter Empfindungen trifft nicht jemand besser, als er“. W. Müllers Wort von der zu naheliegenden Gefahr der Überschätzung eines eintönigen Lyrikers kommt uns bei diesem Urteil unwillkürlich in Erinnerung; aber ganz unrecht hat Seidl hier doch nicht, und wenigstens müssen wir ihm Recht geben, wenn er sagt, daß „wir es mit einem durchbildeten Talente zu thun haben“.[2])

Die ganze Lebensweisheit Schmidts liegt in diesen reflektierenden Gedichten verborgen, die nur ein ruhiges Gemüt immer ansprechen wird.[3])

Das ewige Suchen des Menschen nach dem Glück spricht aus dieser resignierenden Lyrik. Aber der gereifte Dichter, der früh einmal die Gewißheit erlangt hat: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück!“ („Des Fremdlings Abendlied“ S. 76), erkennt, daß er sich sein Ziel als Jüngling allzu hoch gesteckt hat:

Dauerhafte Farben. (S. 178)

Ich war ein Jüngling rasch und wild,
Und liebte helle Farben,
Und malte mir ein strahlend Bild,

---

[1]) Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 123 f.
[2]) a. a. O. S. 124.
[3]) Schmidt selbst hat das in seiner Skizze „Die Dichterwelt“ in Beckers Erholungen 1805, 3. Bdch., S. 152 f., ausgesprochen.

Den Frühling ewig jung und mild,
Und ringsum goldne Garben. —
Da kam ein alter, alter Mann,
Der fand das Bild und blies es an;
Und alle Blüthen starben.

Ich stand und sann, und malte schlau
Ein andres Bildchen wieder;
Ein Bildchen aus bescheidnem Grau,
Doch drüber heitres Himmelblau,
Und statt der Rosen Flieder. —
Tagtäglich kömmt der alte Mann,
Und faßt das Bild, und sieht es an,
Und legt es schonend nieder.

Die Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen und der Kürze des menschlichen Daseins zwingt dann den alternden Dichter zu einer Art Weltflucht, und nun findet er sein Glück — das Glück, das im Entsagen auf die schillernden Glücksgüter des Lebens und in bescheidener Zurückgezogenheit besteht:

Laß sie flattern, laß sie rauschen,
Laß sie wild und lustig sein!
Süßer ist's, vergessen lauschen
Im verborgnen Kämmerlein. („Abendlied" S. 162.)

Nun ist auch der Dichter zu der Erkenntnis gekommen, daß der Wechsel von Freud und Leid im Leben des Menschen eine gewisse Notwendigkeit ist („Gebet" S. 110); ja lächeln sollen wir, „wenn wir auch einmal In die Dornen greifen" („Die beste Weise" S. 190). Ganz klar tritt dieses Motiv in den Gedichten „Licht und Schatten (S. 263) und „Glück und Mühe" (S. 305) hervor:

Glück ohne Müh — ich muß nur lachen —
Das Salz des Lebens ist die Noth.
Weg Tag für Tag mit süßen Sachen;
Zum Futter ja kein Zuckerbrod.

Du mußt dich nach dem Veilchen bücken,
Wenn es dir Freude machen soll,
Und selber sich den Apfel pflücken,
Ist mehr als alle Taschen voll.

Über die Sorgen des Alltags hilft dem Dichter das Lied hinweg:

Des Lebens dunkle Bilder
Gestalteten sich milder,
Als ich das Spiel ergriff;
Es ward im Herzen stille,
Wenn ich nach meiner Grille
Mir bunte Gläser schliff,
Und wohlgemuth und munter
Das Lebensthal hinunter
Ein Liedchen an dem Pfluge pfiff.

(„Liederspiel“ S. 179.)

Ein „Trostlied“ (S. 112) singt sich der Dichter und ein „Lied vom Glauben“ (S. 181), und so sind ihm Hoffnung und gläubiges Vertrauen als treue Lebensgefährten stets tröstend und aufmunternd zur Seite gestanden. „Wo Vertrauen fröhlich schafft, Darf Unmögliches gelingen“ („Philidor an Nanny“ S. 62). Das „Land des Glaubens“, wo ein „ewig heitres Thal“ blüht, besingt der greise Dichter in unendlich rührenden Worten („Glaube“ S. 182).

Diese elegische Stimmung unterbricht dann und wann ein heitres Liedchen wie des „Zitherbubens Morgenlied“ (S. 11) oder ein höher gestimmter patriotischer Sang, oder aber der Dichter erhebt sich mitten aus der dumpfen Resignation heraus wieder zur Lebensfreudigkeit, indem er den Wert des Augenblicks erkennt und zum Genießen auffordert. Allerdings ist es dem Wesen seiner Lyrik angemessener, wenn sich die Stimmung ganz in Resignation auflöst, wie z. B. in dem oben erwähnten „Des Fremdlings Abendlied“ oder in der „Elegie am Grabe eines Jugendfreundes“ (S. 135):

Schlummere sanft, und neben dir ruh' in Frieden die Hoffnung,
Wie die Braut in der Gruft neben dem Jünglinge ruht.

Mit dir sank sie zugleich hinab die treue Gespielin,
Nimmer erwachend, wie du, schläft sie den ewigen Schlaf.
Meine verlor sich von mir am Scheidewege der Jugend;
Ohne Hoffnung und Freund blieb ich verwaiset zurück.
Und so geh' ich das Thal hinab, ein einsamer Wandrer,
Welkende Rosen ums Haupt, Stachel des Grams in der Brust.

Der Hauptreiz der elegischen Lieder und überhaupt der ganzen Dichtung Schmidts besteht in einer wunderbaren Einfachheit und durchsichtigen Klarheit, in der sich der Dichter wie spielend bewegt und teilweise sogar der Goetheschen Lyrik nähert. Einer gewaltigen Begeisterung sind die Lieder nicht entsprungen, und Effekthascherei liegt Schmidt so fern, wie nur möglich; er strebt vielmehr danach, seine Empfindungen in die denkbar einfachste Form zu ergießen und ist auch in dem Gebrauche seiner Ausdrücke nicht wählerisch. Der Dichter selbst ist deshalb wegen des Fortkommens seiner Lieder in der Welt auch nicht sehr besorgt gewesen. „Sie haben ihr eigenes Köpfchen", so sagt er in der Vorrede zu seiner Liedersammlung in Beckers Guirlanden 1812,[1]) „und lassen sich nicht leicht verschüchtern, besonders die kleinen. Freilich fehlt es ihnen gänzlich an der Schulerziehung; sie haben es nie dahin bringen können, eine schöne Redensart auswendig zu lernen; auch haben sie es von jeher verschmäht, sich die Manier irgend eines beliebten Meisters eigen zu machen. Dahingegen sind sie natürlich und einfältiglich in ihrem ganzen Wesen, und haben, wie man zu sagen pflegt, beständig das Herz auf der Zunge. Ihre größte Tugend ist Friedfertigkeit; wenn sie merken, daß sie in der großen Welt nicht gefallen, so treten sie schweigend, aber nicht demüthiglich zurück. Sie halten sich überhaupt am liebsten in den Hütten der Stillen im Lande, und in den einsamen Lauben des Landmädchens auf, und bekümmern sich wenig um die Mode des Tages." Und auch die folgenden Zeilen, die Schmidt bei einer gleichen Gelegenheit schreibt, verdienen hier wohl einen Platz[2]): „Von der poetischen Sprache, die ein deutsches Lied kleiden kann, habe ich freilich eine andere Meinung, wie unsere

[1]) 2. Bdch., S. 4 f. [2]) Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 108 f.

meisten Dichter zu haben scheinen. Mich dünkt, dieselbe kann nicht ungekünstelt und prunklos genug seyn. Eine seidene Robe, eine Spitzenbesetzung, eine Schleppe mag immerhin einer jungen Gräfin in der Assemblee allerliebst stehen, aber die Schäferin auf der Weide würde sich in einem solchen Aufzuge zum Todtlachen ausnehmen. Auch soll sie keinen vornehmen Anstand affectiren, sie soll frei und natürlich einhertreten in eigenthümlicher Anmuth. Das Lied kommt aus dem Gemüthe und soll wiederum zum Gemüthe gehen; das Gemüth will aber eine einfache, wahre, innige Empfindung, und weiß mit allen schönen Phrasen, witzigen Einfällen, bildreichen Beiwörtern, geschraubten Wortfügungen, mit französischer und englischer Manier gar nichts anzufangen."

In einfacheren und daher reineren Formen kann man seinen Empfindungen wohl kaum Ausdruck verleihen, als wenn Schmidt des Zitherbubens Lieder singt oder seine fromme Bitte an den Tag richtet (S. 120):

An den Tag.

Der du aus der Morgenröthe
Dich holdselig neigst,
Und beim Schall der Hirtenflöte
In die Thäler steigst;

Freuden, die geschlummert haben,
Wiederum erneu'st,
Hoffnungen und bunte Gaben
Auf die Hütten streu'st;

Und in Sonnenschein und Regen
Deinen Wandel hüllst,
Wenn du mit Geschenk und Segen
Unsre Kammern füllst:

Schaue lächelnd auf mich nieder,
Lieber schöner Tag!
Daß es mir, wie gestern, wieder
Heute glücken mag.

Daß ich fröhlich im Vertrauen
Meines Weges geh,
Und auf Haiden oder Auen
Heiter um mich seh.

Daß mir bleibe, bis du endest,
Stiller, klarer Sinn,
Und mir alles, was du sendest,
Werde zu Gewinn.

Wer die Perle hat gefunden,
Freien Lebensblick,
O dem bringen alle Stunden
Freundliches Geschick.

Diese Einfachheit ist es auch, die uns die Lieder Schmidts als wahr empfundene erscheinen lassen. Aber mit richtigem Gefühl bemerkt Müller hierzu,[1]) „daß diese Wahrheit sich uns am aufrichtigsten zu verstehen gibt, wenn der Dichter sich in der oben bezeichneten Mittelsphäre bewegt. Das tiefere Versinken gibt ihn gewöhnlich einer erschlaffenden Sentimentalität Preis". Das Beispiel allerdings, mit dem Müller das verdeutlicht, die Strophe „Ach die Todtengrüfte usw." aus dem Gedicht „Abend" (S. 235) ist nicht glücklich gewählt, da dieses Gedicht kein Original Schmidts ist, sondern nur eine Nachbildung von Grays „Elegy written in a country church-yard" ist.[2]) Die „erschlaffende Sentimentalität", der man dann auch das Gemachte, Unwahre gleich anmerkt, findet sich bei einigen Liedern meistens gegen den Schluß, wie in den Gedichten „Trostlos" (S. 41) und „Verzicht" (S. 138). Bei dem Streben nach einer möglichst einfachen und ungezwungenen poetischen Form verfällt der Dichter leider hie und da ins Extreme, ins Hausbackene und Platte — ohne sich dessen bewußt zu sein. Schon das erste Gedicht der Sammlung, die „Apologie des Liedes", enthält manche Plattheiten im Ausdruck, die dann

[1]) Jahrbücher für wiss. Kritik 1827, Sp. 1036.
[2]) S. die erste Fassung des Gedichts in Beckers Taschenbuch 1805, S. 193—196.

in einigen Liedern — und das gilt vor allem vielen Liedern aus dem Nanny-Zyklus — sogar unangenehm auffallen können. Durch einen einzigen derartigen unpoetischen Ausdruck wird zuweilen sogar die ganze Wirkung eines Gedichtes zerstört; so verfällt das sonst so schöne Rätsel „Der Hammer" (S. 172), eine Symbolisierung des menschlichen Herzens, in die gewöhnlichste Prosa mit seinen Schlußversen:

Doch wenn von ähnlichen Metallen
Zwei Hammer in der Nähe stehn,
So wird, wenn in den Takt sie fallen,
Die schönste Klappermühle gehn.

Das Prosaische der Strophe des „Deutschen Liedes" (S. 98), die das Lob der deutschen Frau singt:

Sie schafft zu Hause, was sie soll,
Diese Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen,[1]

hat schon das singende Volk empfunden und daher auch meist sich umgeformt.

Durch die anspruchslose Einfachheit der Schmidtschen Lieder ist eine leichte Sangbarkeit bedingt. Die Lieder tragen gleichsam ihre Melodie schon in sich selber: so schlicht und zart hat sie ihr Meister geformt. Bedeutende Liederkomponisten seiner Zeit haben sie daher einer Vertonung für wert gefunden, so u. a. Schubert, Zelter, Himmel und Methfessel.[2] Manche von ihnen sind ganze Volklieder geworden.

So hat sich das anmutige Liedchen „Fröhlich und wohlgemut" („Zitherbubens Morgenlied" S. 11) mit seiner leichten Melodie von J. H. C. Bornhardt schnell die Herzen des Volkes erobert[3]. „Es ist echt Goethescher Art", bemerkt

---

[1]) s. u. S. 59.

[2]) s. Anhang 3.

[3]) „Zitherbubens Nachtlied" (S. 15) scheint mir nicht volkstümlich geworden zu sein, wenn es auch oft — u. a. ist es auch in Hoffmanns von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder", 1900, S. 124 aufgeführt — als solches bezeichnet wird.

Seidl zu dem Texte des Liedes[1]), „die Empfindung nur im Umriß gebend, die Ausfüllung der Melodie überlassend, leicht hingeworfen und doch voll Prägnanz, jeder Vers ein Stückchen Herz". Ebenso ist in allen Teilen des deutschen Reiches „Des Fremdlings Abendlied" (S. 76) bekannt und beliebt geworden, das, von zahlreichen Volksweisen abgesehen, zuerst von Zelter (1808), dann auch von Friedrich Kuhlau (1812), Franz Schubert (1816) und August Härtel vertont worden ist; in Schuberts meisterhafter Komposition lebt das Lied ja auch heute noch fort.[2]) — Ein Meisterlied nennt Müller das „Deutsche Lied" (S. 97), dessen Anfang: Von allen Ländern in der Welt Das deutsche mir am besten gefällt", an ähnliche Lieder aus jener Zeit erinnert, so an das „Lob der blauen Farbe" von Karl Müchler (1794): „Von allen Farben in der Welt Am meisten doch mir das Blau gefällt".[3]) Wie schon oben (S. 58) bemerkt ist, wurden die letzten Verse der vierten Strophe meist nicht nach dem Wortlaut Schmidts gesungen, sondern etwas verändert. So ist der Vers „Die Schüssel und die Wiege voll" fast überall umgeändert in „stets frohen Muts und anmutsvoll" oder ähnlich. Auch die ziemlich phrasenhaft klin-

---

[1]) Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 125.

[2]) Das Lied ist nicht, wie vielfach (u. a. auch in Böhmes „Volkstümlichen Liedern" 1895, S. 490) irrtümlich angegeben wird, von Schubert geändert und gekürzt. Der Text bei Schubert schließt sich vielmehr an die erste Fassung des Liedes in Beckers Taschenbuch 1808, S. 143, an, die nur aus fünf Strophen besteht, an denen Schubert sich nur ganz geringfügige Wortänderungen erlaubte und nur an zwei Stellen der größeren musikalischen Wirkung wegen einen Vers freier gestaltete. In der Fassung in acht Strophen, in der uns das Gedicht jetzt vorliegt, erschien es zuerst in Beckers Guirlanden 1813, S. 117—119.

Geläufig geworden ist das Lied meist mit den Textvarianten Schuberts. So haben die Komposition Kuhlaus in der Allg. musikal. Zeitung 1812 (Beilage VI) und Böhmes „Volkstümliche Lieder" (1895, S. 490) im wesentlichen den Schubertschen Wortlaut. Im übrigen s. u. S. 63 f. Anm.

[3]) (G. Wustmann): Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. 4. Aufl., Leipzig 1905, S. 412. — Das bei Böhme a. a. O. S. 24 als ein Gedicht von Schubart bezeichnete „Deutsch vor allen" mit dem Anfange: „Vor allen Ländern hochgeehrt, Soll mir das Deutsche sein", zeigt in der ganzen Anlage wie im Versmaß auffallende Ähnlichkeiten mit dem Liede Schmidts. In den Gedichtsammlungen Schubarts ist das Lied aber nicht aufzufinden; es kann eher dem Schmidtschen Gedichte nachgebildet sein.

gende Schlußstrophe hat nicht allgemein gefallen. Von Albert Methfessel scheint ein anderer Abschluß des Liedes zu stammen[1]), der sich der vorletzten Strophe in glücklicher Weise anschließt:

> Auf, füllet sie mit deutschem Wein,
> Mit Wein von unserm deutschen Rhein,
> Daß unser Herz sich freue.
> Es leb' das deutsche Vaterland,
> Des Deutschen Bund, des Deutschen Band,
> Das Band der Lieb' und Treue!

Diese Schlußstrophe ist dann von andern vielfach übernommen, so auch von G. W. Fink („Musikalischer Hausschatz der Deutschen" 1843, S. 244) und von A. Härtel („Deutsches Liederlexikon" 1865).[2])

Ein anderer patriotischer Gesang, der nach der Schlacht bei Jena gedichtete kräftige „Deutsche Gruß an Deutsche" (S. 227), war eine zeitlang ein Lieblingslied der Studenten.[3]) Alle diese Lieder wurden schon nach ihrem ersten Erscheinen allgemein bekannt und lebten auch, wie wir das aus den zahlreichen Liederbüchern und Liedersammlungen ersehen, in ihrer ersten Fassung — sie wurden später vom Dichter noch vielfach verändert, teilweise auch bedeutend erweitert — im Volksmunde fort. Willkürliche Änderungen nahm dann das Volk an sehr vielen Stellen selbst vor: das beste Zeichen für ein echtes Volkslied. Und wie es den besten Volksdichtern meistens ergeht, kümmerte man sich auch bei diesen Liedern nicht um den Namen des Dichters. Fr. Kuhlau bezeichnete bei seiner Komposition von „Des Fremdlings Abendlied" einen Werner als seinen Verfasser,[4]) und in Härtels „Deutschem Lieder-

---

[1]) Allg. Commers- und Liederbuch usw., hrg. von Albert Methfessel. Rudolstadt 1820, S. 129.

[2]) Auch in den „Liedern aus und für Schleswig-Holstein", ges. und hrg. von Klaus Groth (Hamburg 1864, S. 7 f.) findet sie sich mit Änderungen in den drei letzten Versen („Es lebe hoch das Vaterland, Das deutsche Volk, das deutsche Land, Das Land der Lieb und Treue.").

[3]) Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 227.

[4]) Allg. musikal. Zeitung 1812, Beilage VI.

lexikon" (1865, S. 221) ist Moritz v. Thümmel als der Dichter des „Fröhlich und wohlgemuth" angegeben.

Nicht diesen gesungenen Liedern allein hat Schmidt seine Volkstümlichkeit zu verdanken, sondern — man kann das ruhig behaupten — überhaupt allen seinen Gedichten; die sinnige Romanze „Paul Gerhard" (S. 81) und Gedichte wie „Alte und neue Zeit" (S. 50) und „Das Menschenherz" (S. 276) u. a. waren eine zeitlang allgemein bekannt. Gedichtanthologien sorgten für ihre Verbreitung. Das schlichte und offene Wesen der Schmidtschen Lyrik konnte sich ja mit Leichtigkeit die Gunst des Volkes erobern. All die mannigfaltigen, wechselnden Stimmungen, die das Volk erlebt, finden einen Widerschein in der kleinen Liedersammlung des Lübecker Dichters. J. G. Seidl hält Schmidt geradezu für einen Dichter, „welcher in der Geschichte der deutschen Volkspoesie unbedingt einen der vordersten Plätze einnimmt".[1])

Glücklich trifft der Dichter diesen Volkston auch in symbolisch eingekleideten Gedichten, in Allegorien, die sich zahlreich genug bei ihm finden. Die meisten von ihnen sind mit ihrer erfrischenden Klarheit kleine Meisterstücke. Die besten dieser Gedichtgattung sind u. a.: „Herz und Kopf" (S. 8), „Der Rangstreit der Sänger" (S. 19), „Das Mädchen der Hoffnung" (S. 143), „Todes Wiegenlied" (S. 149), „Dauerhafte Farben" (S. 178), „Das Bächlein Zeit" (S. 202), „Die Welt ist eine Kinderstube" (S. 283). Sie zeichnen sich alle durch eine sinnige Einkleidung und durch Wohlklang der Sprache aus. Das schon oben (S. 52 f.) zitierte Gedicht „Dauerhafte Farben" hält Seidl mit Recht für ein „Meisterwerk in Inhalt und Form"[2]), und sagt: „Läßt sich wohl die hohe Lehre: ‚daß die Hand des Lebens unsere jugendlichen Ideale schonungslos zertrümmere, unsere bescheidenen Ansprüche aber schonend berücksichtige', einfacher, klarer, poetischer fassen und wohlklingender aussprechen?"

---

[1]) Wiener Jahrbücher der Literatur 1847, S. 123.
[2]) a. a. O. S. 130.

In Anlehnung an Schiller hat Schmidt einige Gedichte dieser Art als „Rätsel" bezeichnet. Es sind dies die Gedichte: „Ein Vogel wider Willen" (S. 164), „Die wandernden Jungfrauen" (S. 166), „Der müde Wanderer" (S. 169), „Der Hammer" (S. 172). Am besten von ihnen gefällt „Der Hammer", wenn man von seiner schon oben .(S. 58) gerügten prosaischen Schlußstrophe absieht

Viele der allegorischen Gedichte, wie u. a. „Pilger und Blümlein" (S. 139) und „Die Kinderwelt" (S. 229), reichen schon in das Gebiet der Romanze hinein, die, ebenso wie die Ballade, auch bei Schmidt mehrfach vertreten ist. Mit besonderem Geschick hat sich der Dichter in diesen Dichtungsarten allerdings nicht bewegt; seine Natur ist eben durch und durch lyrisch und besitzt nicht die Fähigkeit zum kraftvollen epischen Gestalten. An seine Vorbilder — und hier kann man deutlich sehen, daß er von Goethe und Schiller viel gelernt hat — reicht er nicht entfernt heran. Das beste, was Schmidt hier geleistet hat, ist die Romanze „Paul Gerhard" (S. 81), die wegen ihrer klaren Anschaulichkeit und Schlichtheit noch heute weiterlebt. Die Fabel dieser Romanze ist nicht historisch, wie man früher irrtümlich angenommen hat, da Gerhardts Lied „Befiehl du deine Wege" schon im Jahre 1653, also dreizehn Jahre vor dessen Amtsentsetzung, in Johann Crügers „Praxis pietatis melica" erschienen war.[1] — Ein schweres Unglück, das 1804 über Spanien hereingebrochen war, behandelt die wohl im selben Jahre gleich im Anschluß an die Ereignisse gedichtete[2]) Ballade „Die Hand Gottes" (S. 130), die „mit romantisch-christlicher Unterlage besonders durch lebendigen Fluß der Melodie und rasche Aufeinanderfolge der Begeben-

---

[1]) Vgl. Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Bearb. und hrg. von Dr. Paul Kaiser. Leipzig o. J. (1909), S. 9. — Aug. Wildenhahn (Paul Gerhardt, 2. Aufl., Leipzig 1850 I, S. VIII) hält es für wahrscheinlich, daß die Sage von dem Superintendenten F. Chr. Fulda, der sie 1799 im Hallischen patriotischen Wochenblatt (S. 143 ff.) mitteilte, herstammt. Außer der Romanze Schmidts erwähnt W. dann noch a. a. O. S. IX poetische Behandlungen dieser Sage von Christ. Friedrich Raßmann (1772—1831) und Gustav Theodor Drobisch (1811—1882).

[2]) 1806 erschien sie schon in Beckers Taschenbuch (S. 107—109).

heiten, die an einen Ort und in eine Zeit ächt künstlerisch zusammengedrängt sind, wie in Schillers „Ring des Polykrates", die tragische Idee" veranschaulicht.[1]) Die Ballade ist ganz nach dem Vorbilde Schillers gedichtet. — Dem Goetheschen „Fischer" nachgebildet ist die Ballade „Susanna" (S. 104), die einen volkstümlichen Stoff mit mythischen Zügen aus dem Volksglauben in sinniger Weise behandelt.

In anderen episch-lyrischen Gedichten zeigen sich erhebliche Schwächen; erst da, wo sich eigenes Erleben in romanzen- oder balladenartiger Form ergießt, gelingt dem Dichter etwas kunstvoll Vollendetes. „Des Fremdlings Abendlied" (S. 76), wohl Schmidts schönstes Gedicht, ist eine solche Ballade, die allerdings, während nur der äußerste Umriß episch bleibt, ganz in rein lyrischer Stimmung aufgeht. In einer Biographie Schmidts von Lübeck darf dieses Lied, das heute noch in Schuberts Vertonung in den Salons oft genug gesungen wird, nicht fehlen:[2])

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämm'rung liegt auf Wald und Meer;
Ich schaue nach dem Abendstern,
Die Heimat liegt so fern, so fern.

---

[1]) Ignaz Hub: Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. 3. Aufl. Karlsruhe 1853, II 119.

[2]) Die textlichen Abweichungen in der ersten Fassung des Liedes in Beckers Taschenbuch 1808, S. 144, seien hier verzeichnet:

Str. 1: Ich komme vom Gebirge her,
Es ruft das Thal, es rauscht das Meer;
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Str. 2, 3 und 4 fehlen

Str. 5, V. 1: Die Sonne dünkt mich hier so kalt

Str. 7, V. 1: Wo meine Träume wandeln gehn

Str. 8: Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, blüht das Glück!"

Die geringen Varianten des Schubertschen Textes (unter dem Titel „Der Wanderer"), der sich im übrigen dieser ersten Fassung anschließt, sind folgende:

Str. 1, V. 2 f.: Es dampft das Tal, es braust das Meer.
Ich wandle still, bin wenig froh

Str. 5, V. 3: Und was sie reden, leerer Schall

Str. 6, V. 1: Wo bist du, mein geliebtes Land?

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus,
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach, des Fremdlings Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.

Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen und der Abend-Strahl,
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?

Wo meine Träume wandelnd gehn,
Wo meine Toten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und alles hat, was mir gebricht?

Str. 7, V. 4: O Land, wo bist du?
Str. 8: Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
„Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!“
Vgl. Schubert-Album, kritisch revidiert von Max Friedländer, Leipzig o. J. I 184—186.

Der Schlußvers des Liedes ist zum geflügelten Wort geworden. Vgl. G. Büchmann: Geflügelte Worte. 22 Aufl., bearb. von Ed. Ippel, Berlin 1905, S. 257.

Ich übersinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum' und Baum!
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, ist das Glück!"

Als eigenstes Erlebnis ist diese Ballade ungekünstelt und wahr. Es finden sich aber unter Schmidts Liedern manche, denen man das Gemachte, Anempfundene auf den ersten Blick hin ansieht. Es sind dies Gedichte, die ihr Dasein meist nur einer augenblicklichen Laune des Dichters verdanken; sie sind gleichsam Fremdkörper in einem organischen Ganzen. Die Lieder aus dem poetischen Briefwechsel zwischen Philidor und Nanny gehören zum großen Teil hierher; man merkt ihnen an, daß sie nicht, wie ihr Vorbild, Göckingks „Lieder zweier Liebenden", eigene Erlebnisse wiedergeben. Dazu kommt dann noch, daß sich diese Lieder zum großen Teile in der nüchternsten Prosa bewegen.

Hingewiesen werden muß dann noch auf Schmidts Übersetzungen einzelner Gedichte aus fremden Sprachen, die zum größten Teile mit seinen originalen Liedern in gleichgestimmter Tonlage schwingen. Man kann bei Schmidt allerdings mehr von freien Nachbildungen reden, wie Schmidt einige von ihnen selbst bezeichnet hat, als von strengen, dem Original in allem Einzelnen folgenden Übersetzungen. Aber gerade durch dieses freie Nachbilden sind die nicht originalen Lieder Schmidts so verinnerlicht und daher auch so formvollendet und reizvoll. Man glaubt manchmal kein fremdes Gedicht, sondern ein Original von Schmidt zu hören. So enthält das aus dem Dänischen übersetzte „Hüttenglück" [1]) Gedanken, die Schmidt in Gedichten, wie „Erfahrung",[2]) „Licht und Schatten" (S. 263), „Glück und Mühe" (S. 305), auch ausgesprochen, und das ebenfalls aus dem Dänischen übersetzte Gedicht „Der Autor an sein Buch" [3]) würde Schmidt, wäre es ein Originalgedicht von ihm, in all seiner Liebenswürdigkeit, wie so viele

[1]) Beckers Erholungen 1802, 4. Bdch., S. 209.
[2]) Beckers Taschenbuch 1808, S. 119.
[3]) Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1822, S. 200–202.

ähnliche Lieder, charakterisieren. Das schönste von den aus dem Dänischen übersetzten Liedern ist die Übersetzung des „Dödens Buggevise" des Levin Christian Sander: „Todes Wiegenlied" (S. 148), das auch mit seinem wiegenden Rhythmus Zelter zur Vertonung gereizt hat; auch dieses Gedicht könnte man für ein ureigenstes Produkt des erfahrenen Dichters von „Die Welt ist eine Kinderstube" (S. 283) halten. — Am meisten hat sich Schmidt im Nachbilden englischer Lieder versucht. Daß er sich gern mit der englischen Lyrik — vor allem sagte ihm Thomas Moore zu — beschäftigte, zeigt sein 1820 in Winfrieds Nordalbingischen Blättern (S. 95—98) erschienener kleiner Aufsatz „Proben der neuesten englischen Dichtkunst". „Wer einigermaßen", sagt er hier (S. 98), „Sprache und Wortfügung der englischen Poesie kennt, wird einräumen, daß unter Silbenstecherey in der Übersetzung der Geist des Gedichts davonfliegt", und nach diesen Worten hat sich Schmidt auch immer gerichtet. Elegien, wie „Die Spätrose" (nach Th. Moore) und „When lovely women stoop to folly. Aus dem Vicar of Wakefield", haben in der Übersetzung den Schmelz des Ursprünglichen rein bewahrt, und der flüssige, schwungvolle Rhythmus in den Gedichten „Der Sänger" [1], „Wellington" [2] und „Rechtgläubigkeit" (S. 295) läßt uns vergessen, daß diese nur Übersetzungen sind. — Die Übersetzungen der Horazischen Oden I 31 und II 10 [3] sind, weil Schmidt etwas von dem Geiste ihres Schöpfers eigen ist, nicht minder flüssig. Meisterhaft übertragen ist die Elegie „Der Schmetterling. Aus dem Französischen von Lamartine" (S. 316).

Literarische Anregungen.

Trotz ihrer ausgeprägten Eigenart hat die Lyrik Schmidts doch auch ihre Vorbilder, die sich in einigen Gedichten deutlich offenbaren. Vor allem haben, von den Engländern Gray und Goldsmith abgesehen, Goethe und Schiller, mit deren Dichtungen

[1]) Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 99.

[2]) a. a. O. S. 100—101.

[3]) Musenalmanach von Kuhn und Treitschke für 1808, S. 145—146 und 157—158.

er schon früh bekannt geworden war und die er ja dann auch in Jena persönlich kennen gelernt hatte, seine Lyrik stark beeinflußt. Der sprachliche Ausdruck Schmidts erinnert im allgemeinen an Schiller, und durch die anspruchslose Einfachheit seiner Lieder gemahnt er an Goethe.[1]) Hier und da glauben wir den Ton eines Matthisson, von dem er auch stilistisch abhängig ist, und — wenn auch weniger auffallend — den eines Hölty zu vernehmen. Als spezieller Liederdichter steht er natürlich ganz im Banne der Göttinger. Sogar Paul Gerhardt finden wir bei ihm einmal wieder, und zwar in dem „Nachtlied" (S. 115), das eigentlich nur eine Umänderung von Gerhardts „Abendlied" („Nun ruhen alle Wälder") ist. Schmidt hat nicht bezeichnet, daß er es entlehnt hat. Schon der Anfang — die erste Zeile ist sogar wörtlich dieselbe — fällt auf:

Gerhardt[2])	Schmidt:
Nun ruhen alle Wälder,	Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Stadt und Felder,	Die Thäler und die Felder,
Es schläft die ganze Welt;	Es kommt die stille Nacht. —
Ihr aber, meine Sinnen,	So geht ihr Tages-Sorgen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,	Geht schlafen, bis ihr morgen
Was eurem Schöpfer wohlgefällt!	Von neuem mit der Welt erwacht!

Die übrigen Strophen sind dann von Schmidt in dieser Weise unter Unterdrückung des Religiösen variiert. Zuweilen lehnt er sich stärker an sein Vorbild an; man vergleiche nur folgende beide Strophen miteinander:

(5) Das Haupt, die Füß', die Hände	(6) Nun senkt das Haupt sich nieder,
Sind froh, daß nun zu Ende	Nun strecken sich die Glieder,
Die Arbeit kommen sei;	Das Tagwerk ist vorbei. —
Herz, freu dich, du sollst werden,	O stille, Herz, sollst werden,
Vom Elend dieser Erden	Vom Dienste dieser Erden,
Und von der Sünden Arbeit frei.	Von Furcht und Hoffnung endlich frei.

[1]) Von Goethe ist Schmidt zuweilen auch im Ausdruck abhängig. Mit Vorliebe gebraucht er z. B. das Goethesche Wort „morgenschön". Es findet sich in den Gedichten „An Miß B." (Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 540), in der Umarbeitung dieses Gedichtes unter der Überschrift „Das Ideal" (Wagners Jahrbuch schleswig-holst. Dichter 1848, S. 141), in „Philidor an Nanny" (S. 63) und in „Bild aus der Vergangenheit" (S. 292).

[2]) Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Bearb. und hrg. von D. Paul Kaiser. Leipzig (o. J.), S. 33 ff.

Am meisten fällt bei Schmidt wohl eine Beeinflussung durch Schiller auf. Ein (übrigens wertloses) Gedicht in dem sich Verse finden, wie:

Sonst sprudelte des Berges Quelle,
Belebt von reger Nymphenschaft;
Doch jetzo plätschert nur die Welle
Nach dem Gesetz der Wasserkraft.

Selbst aus dem Lorbeer, aus der Linde
Ist die Dryade längst entwischt,
Und heut zu Tage sind es Winde,
Was in den Zweigen rauscht und zischt,[1])

kann seine Gedankenentlehnungen von dem Dichter der „Götter Griechenlands" nicht verleugnen. Am auffallendsten finden sich in einigen Romanzen und Allegorien Schmidts Reminiszenzen an Schiller. So ist „Die Hand Gottes" (S. 130) in der Art und Weise, wie die schnell auf einander folgenden Ereignisse durch die Boten berichtet werden, ganz in Anlehnung an Schillers „Ring des Polykrates" gedichtet. Ebenso ist auch die Ähnlichkeit von Schmidts „Charlotte Corday" (S. 251) mit Schillers „Kindesmörderin", die im Motiv und in der Art der Behandlung klar hervortritt, eine nicht zufällige. Schmidts Gedicht ist, wie das Schillers, ein Monolog. Aber Schmidt, dessen Gedicht weit milder in seiner Ausdrucksweise ist und nicht so realistisch wie seine Vorlage, reicht hier nicht entfernt an die Plastik und Dramatik Schillers heran; sein Gedicht bleibt vielmehr bei einem nur epischen Hintergrunde rein lyrisch, wenn auch stark konventionell. — Nach Schillers Vorbild („Parabeln und Rätsel") sind dann auch die vier Rätsel Schmidts (S. 164—174) entstanden, wenn sie sich auch im einzelnen nicht an diese anlehnen.

An einigen Stellen tritt diese Abhängigkeit von Schiller noch stärker hervor und erstreckt sich dann nicht nur auf

[1]) Beckers Erholungen 1804, 3. Bdch., S. 10 f., in der Skizze „Die Dichterwelt". Auch das Gedicht a. a O. 1805, 3. Bdch., S. 127 f, in der Fortsetzung dieser Skizze zeigt Anklänge an Schiller.

Motiv, Komposition und poetische Einkleidung, sondern auch mehr oder weniger direkt auf den Wortlaut. So lehnen sich die Allegorien „Die wandernden Jungfrauen" (S. 166) und „Der verlorene Mai" (S. 265) unmittelbar an Schillers „Das Mädchen aus der Fremde" an. Schillers

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

lautet bei Schmidt in dessen „Wandernden Jungfrauen":

Eine Jungfrau ward geboren,
Niemand wußte, wann und wo;
Hat die Jungfrau sich verloren?
Weiß man nicht, wohin sie floh?

An dieselben Schillerschen Verse lehnt sich auch eine Strophe aus Schmidts „Das Mädchen der Hoffnung" (S. 143) an, die sich allerdings nur in der ersten Fassung des Gedichtes befindet[1]):

Es war nicht in dem Thal geboren,
Man sah es an der fremden Tracht.
Doch schien es nicht, als ob verloren,
Der Zufall sie hierher gebracht.

Wenn es dann weiter bei Schmidt in den „Wandernden Jungfrauen" heißt:

Doch da kommt sie wahrlich wieder,
Seht sie dort auf jenen Höh'n;
Und sie steigt ins Thal hernieder
Rein und hell und jugendschön,

und in dessen „Verlorenem Mai":

Es war ein Kommen und ein Gehn,
Den schönen Fremdling anzusehn;
Und Stadt und Land ward aufgeregt,
Und jedes Herz war froh bewegt,

---

[1]) Beckers Taschenbuch 1811, S. 170 f.

so ist das doch nur eine umständlichere und durchaus nicht schönere Ausführung des Schillerschen

> Beseligend war ihre Nähe
> Und alle Herzen wurden weit.

Für: „Sie brachte Blumen mit und Früchte" sagt Schmidt: „Blumen hat sie umgehangen", und wenn Schiller fortfährt:

> Und teilte jedem eine Gabe,
> Dem Früchte, jenem Blumen aus;
> Der Jüngling und der Greis am Stabe,
> Ein jeder ging beglückt nach Haus,

so entspricht dem bei Schmidt in dessen „Der verlorene Mai" die Strophe:

> Es trat heran an seinen Thron
> Von Hoffnung jung der Erdensohn,
> Und bat sich seinen Segen aus,
> Und ging gesegnet in sein Haus.
> Das Kind, der Mann, der Greis am Stabe
> Ging heim mit einer holden Gabe.

In eben dieser Weise hat auch Goethe auf Schmidts Lyrik eingewirkt. Nicht allein, daß einige Lieder, wie das auch schon den zeitgenössischen Rezensenten aufgefallen ist, in ihrer wundervollen leichten Rhythmik an Goethe erinnern, wie die Lieder des Zitherbuben oder das Gedicht „An den Tag" — manche Gedichte weisen schon in ihrem ersten Verse auf ganz bekannte Lieder unsers größten Lyrikers hin. Bei dem Anfange des Gedichtes „Nanny an Philidor. Antwort" [1]): „Sah ein Knab ein Vögelein", wird man ohne weiteres an Goethes „Heidenröslein" und bei der Romanze „Kinderwelt" (S. 229), die mit dem Verse: „Der König stand, der Page sprang" beginnt, an die bekannte Stelle in Goethes „Sänger" erinnert werden; ebenfalls deutet der Anfang und in etwa auch der Satzbau in den Liedern „Gebet" (S. 110) und „An den Tag" (S. 120) auf Goethes „Wanderers Nachtlied" hin. Eine direkte Nach-

[1]) a. a. O. 1804, S. 199.

bildung des Goetheschen „Fischer", die sich nicht allein in der allgemeinen Anlage des Gedichtes äußert, sondern auch im einzelnen, ist Schmidts Ballade „Susanna" (S. 104). So erinnert gleich an den Anfang der Goetheschen Strophe:

> Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll . . .
> Aus dem bewegten Wasser rauscht
> Ein feuchtes Weib hervor,

Schmidts:

> Da thät die Woge schwellen,
> Und brausen hoch empor,
> Da stieg aus grünen Wellen
> Der Wassermann hervor.

Die schmeichelnden Worte des Wassermannes in der „Susanna" sind dann ganz nach der Goetheschen Art, wenn auch bei diesem alles bedeutend präziser ausgedrückt ist, und ebenso ist der Schluß in dem Gedichte Schmidts derselbe wie in dessen Vorlage:

Goethe:	Schmidt:
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm; Da war's um ihn geschehn: Halb zog sie ihn, halb sank er hin, Und ward nicht mehr gesehn.	Er schmeichelte so süße, Sie blieb wie träumend stehn; Da war, als ob die Füße Nicht weiter konnten gehn. Sie stand hinabgebogen, Da faßt er das Gewand, Sie fühlt sich fortgezogen, Und reichte schnell die Hand.

Durch Goethes „Heideröslein" und andere ähnliche Gedichte angeregt, ist wohl auch die Romanze „Knabe und Waldblümlein" (S. 159) entstanden, und der „Abschied aus Jena" (S. 302) zeigt, wenn das Gedicht auch, da ihm ein eigenes Erleben zu grunde liegt, ganz Schmidts Eigentum ist, etwas Ähnlichkeit mit Goethes „An die Entfernte".

Auch Bürger, dessen Gedichte Schmidt ja schon als Schüler zum großen Teile auswendig konnte, hat Spuren in seiner Lyrik hinterlassen. So erinnern schon in ihrem Anfange das Gedicht „Zum Geburtstage" (S. 213 „Schön und lieblich, wie Regenbogen Ist der junge Tag erwacht") an Bürgers „Nachtfeier der Venus" („Unter frohen Melodien ist der junge

Lenz erwacht") und die Romanze „Der Klosterbruder" (S. 195), die sich sonst an Goldsmiths „The hermit" anlehnt, an dessen „Der Bruder Graurock und die Pilgerin". Ähnlichkeiten mit Bürgers „Der große Mann" zeigt Schmidts „Größe" [1]) und mit der Allegorie „Das Blümchen Wunderhold" das Gedicht „Vertrau!" [2]) Ganz in Bürgers Manier sind ferner die drei Gedichte: „Dichterlaune", „Dichter-Kosmopolitismus" und „Dichter-Freiheit" (S. 22—23) gehalten. Die Strophen aus der „Erscheinung" (S. 56):

So thät ich durch die weite Welt
Nach andern Mädchen wallen;
Es wohnen die Mädchen vom Rheine zum Belt
Gar fein und lieblich in Schloß und Zelt;
Doch keine kann mir gefallen.

gemahnen an den Schluß des Bürgerschen Sonetts „Die Eine":

. . . Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blühn schön und süß viel Mädchen noch und Frauen.
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.

Ach, alles wahr! Vom Rheine bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt.

Mit diesem Gedichte Schmidts stehen wir mitten im Zyklus der Nannylieder. Die Anregung und das Vorbild zu diesem poetischen Briefwechsel zwischen Philidor und Nanny bot Schmidt Göckingks lyrischer Roman „Lieder zweier Liebenden", der zuerst 1777 in Leipzig erschienen war und, da er viel gelesen wurde, mit der Zeit zahlreiche Neuauflagen erfuhr. Schmidts Nannylieder erschienen in drei Abteilungen in Beckers Taschenbuch 1804 (S. 197—206), 1805 (S. 105—118) und 1806 (S. 207—218). Ein dazu gehöriges Lied brachten auch Beckers Erholungen 1805 (2. Bdch., S. 2: „Philidor aus der Ferne an Nanny"), und später folgten noch drei in Beckers Taschenbuch 1808 (S. 309: „Philidor an Nanny"; S. 310:

---

[1]) Der Freimüthige 1808, Nr. 191, S. 762.
[2]) Lotz' Originalien 1832, Nr. 30, Sp. 233.

„Nanny an Philidor. Antwort") und 1814 (S. 228: „Abschied von Nanny"). Schmidt hatte ursprünglich vor, den Roman noch weiter fortzuführen; „allein Verhältnisse, in welchen ich damals lebte", sagt er,[1] „veranlaßten mich, das Unternehmen aufzugeben". Einen großen Teil dieser 33 Lieder hat Schumacher in die Liedersammlung Schmidts mit aufgenommen; in dieser sind es folgende Gedichte, die zu dem Zyklus gehören:[2] (4) „Der letzte Akt" S. 281 („Nanny an Philidor". Beckers Taschenb. 1804, S. 201—202), (5) „Erste Liebe" S. 269 („Philidor an Nanny". Das. S. 202), (6) „An Nanny" S. 153 („Philidor an Nanny". Das. S. 203—204), (9) „Erscheinung" S. 56 („Philidor an Nanny". Das. 1805, S. 105—106), (10) „Liebe und Treue" S. 58 („Philidor an Nanny". Das. S. 106—107), (11) „Nanny an Philidor. Antwort." S. 60 (Das. S. 108—109), (12) „Philidor an Nanny". S. 62 (Das. S. 109—111), (13) „Nanny an Philidor. Antwort." S. 65 (Das. S. 111—112), (14) „Philidor an Nanny" S. 67 (Das. S. 113), (15) „Zur Beherzigung" S. 69 („Nanny an Philidor" Das. S. 114), (16) „Genuß des Augenblicks" S. 70 („Philidor an Nanny. Antwort". Das. S. 114—115), (17) „Einladung" S. 71 („Philidor an Nanny". Das. S. 115—116), (18) „Frage" S. 72 („Philidor an Nanny". Das. S. 116—117), (19) „Zur Antwort" S. 74 („Nanny an Philidor. Antwort". Das. S. 118), (20) „Bild aus der Vergangenheit" S. 290 („Philidor aus der Ferne an Nanny". Beckers Erholungen 1805, 2. Bdch., S. 222—226), (22) „Trennung" S. 46 („Nanny an Philidor. Antwort". Beckers Taschenb. 1806, S. 208—209), (25) „Sehnsucht" S. 152 („Philidors Klagen 1." Das. S. 212), (26) „Unmuth" S. 38 („Philidors Klagen 2." Das. S. 212—214), (27) „Trostlos" S. 41 („Philidors Klagen. 3." Das. S. 215), (29) „Schmerzenslust" S. 155 („Nannys Klage". Das. S. 216—217), (30) „Nachruf" S. 48 („Nannys Nachruf an Philidor. Das. S. 218), (32) „Alte Liebe" S. 88 („Nanny

[1] Vorwort zur 3. Aufl. der „Lieder", S. IX f.

[2] Die vorangesetzten eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Reihenfolge der Gedichte in dem Zyklus.

an Philidor. Antwort. Mit Musik von H. Harder". Das. 1808, S. 310), (33) „Abschied von der Einzigen" S. 215 („Abschied von Nanny". Das. 1814, S. 228—229).[1])

Sein Vorbild hat Schmidt mit diesem poetischen Briefwechsel bei weitem nicht erreicht. Göckingks Lieder geben uns, weil sie selbsterlebt sind, ein wahres, natürliches und frisches Bild aus einer Lebensperiode des Dichters; denn der Briefwechsel Göckingks mit seiner Braut, der Sophie Philippine Marie Vopel, bildet die tatsächliche Unterlage für den Liebesroman.[2]) Bei den Wechselliedern Schmidts hingegen fällt das Gemachte, Unwahre sofort in die Augen; für die Lebensgeschichte des Dichters erfahren wir nichts, und nur die Reflexionen (auch die Nannys) offenbaren uns die Gemütsseiten des Dichters, wenn auch nicht immer klar und konsequent. Schmidts Roman enthält auch im Gegensatz zu Göckingks Liedern nur sehr wenig Handlung, die dabei nicht einmal ganz durchsichtig ist. Konflikte treten ganz undeutlich hervor, lassen sich nur hier und da ahnen; im übrigen ist der ganze Zyklus — ganz im Gegensatz zu den „Liedern zweier Liebenden" — nichts als ein Austausch von Reflexionen allgemeiner Natur.

Der Inhalt sei kurz skizziert.

An einem Maitage hat das Liebesverhältnis zwischen Philidor und Nanny seinen Anfang genommen. Alltäglich treffen sich die Liebenden in der Dämmerung in einem Wäldchen, zeigen sich bald auch schon auf einem Balle, und hinter dem Rücken der Mutter seiner Geliebten weiß Philidor dieser in romantischer Weise seine Briefe zukommen zu lassen. Das Wesen der Liebe kommt Philidor ganz zum Bewußtsein; seine

---

[1]) Nicht aufgenommen sind in die Liedersammlung: (1) „Philidor an Nanny. Weißagung an ein fröhliches Mädchen", Beckers Taschenbuch 1804, S. 197—198; (2) „Nanny an Philidor. Antwort", das. S. 199; (3) „Philidor an Nanny. Nach einem Balle", das. S. 200; (7) „Nanny an Philidor", das. S. 205; (8) „Philidor an Nanny. Antwort", das. S. 206; (21) „Philidor an Nanny", das. 1806, S. 207—208; (23) „Philidor an Nanny", das. S. 209—210; (24) „Nanny an Philidor. Antwort", das. S. 210—211; (28) „Philidors Klagen. 4", das. S. 216; (31) „Philidor an Nanny", das. 1808, S. 309.

[2]) Vgl. Fritz Kasch: Leopold F. G. von Goeckingk. Diss. Marburg 1909, S. 24 ff.

überströmenden Gefühle machen sich Luft in einem Dithyrambus auf die alles durchdringende Liebe. Damit fällt er schon in die Reflexion, die von nun an in den Gesprächen vorwaltet und auf die dann auch seine Geliebte im tändelnden Tone eingeht. Philidors ernstem Liebeswerben weicht die flatterhafte und abwechselungsliebende Nanny aus. Wie ein Schmetterling will sie das Leben genießen; feste Liebesbande würden ihr da hinderlich sein: „Freien Rückzug für die Hand, Die Vertrauen reichte" („Nanny an Philidor. Antwort" S. 66), will sie sich vorbehalten. Nannys leichtfertiges und phlegmatisches Wesen kommt in den folgenden Wechselgesprächen noch mehr zum Ausdruck, während in späteren Liedern ihr Charakter plötzlich ein ganz anderer, ein ernster, wird. Während sie anfangs ihrem Geliebten zu widersprechen liebt, geht sie bald stets auf seine Gedanken ein. Da sie zu der Überzeugung gekommen ist: „alle Lust muß sterben gehn", so entscheidet sie sich jetzt sogar, vor die Wahl zwischen Entsagung und Genuß gestellt, für die schmerzliche Entsagung, verschmäht das Vergnügen und das Glück und erkennt dieses nur noch in der Erinnerung an vergangene Freuden; Aus den Reflexionen schimmert hin und wieder — allerdings sehr unklar — etwas von dem Geschick der Liebenden hervor; ein eigentlicher Roman wie bei Göckingk kommt aber dabei nicht zustande. Das Schicksal hat die Trennung der Liebenden gewollt; und daß sie nie wieder zusammen kommen werden, steht bei ihnen fest. Am lautesten werden Philidors Klagen um das entschwundene Glück; keine Freuden können ihm das wiederersetzen, was er verloren. Nanny sucht ihn zu trösten: es werden bessere Zeiten reifen, und Philidor wird sein Glück bald in einer anderen Liebe finden. Noch einmal sehen sich die Liebenden wieder, und nun kommt ihnen der Wechsel und die Macht der Zeit zum Bewußtsein:

> Die Zeit hat die Vergoldung abgeschliffen;
> Den Ernst des Lebens haben wir begriffen,
> Wir sind — o meine Nanny! — kalt und klug.[1])

[1]) „Philidor an Nanny". Beckers Taschenbuch 1808, S. 309.

Wenn auch die Liebenden nie vereint werden, so werden sie beide ihre erste Liebe nie vergessen können. Philidor nimmt dann endgültig Abschied von seiner Geliebten.

Durch dieses Abschiedsgedicht erfahren wir nun, daß Nanny nur in der Gedankenwelt des Dichters gelebt hat; er hat sie „nie gefunden, Und doch gesehn bei Tag und Nacht" („Abschied von der Einzigen" S. 215).

Dieses letzte Gedicht ist eins der wenigen in dem Briefwechsel, die von dem Dichter wirklich erlebt sind und daher auch ergreifen können. Die besten Gedichte sind außer diesem wohl: „Trennung" (S. 46), die Allegorie „Liebe und Treue" (S. 58), „Zur Beherzigung" (S. 69) und „Der letzte Act" (S. 281), neben denen eine große Menge wertloser Talmiware mehr oder minder abfällt. Schon hinsichtlich der inneren Form, die man der Lyrik Schmidts mit Recht nachgerühmt hat, entbehren manche dieser Gedichte der geschlossenen Einheitlichkeit; ein zielloses und unbefriedigendes Huschen von Gedanke zu Gedanke macht sich oft in den Reflexionen bemerkbar, und vergeblich wartet man auf einen harmonischen Ausklang. Nicht allein, daß das Streben nach möglichst großer Einfachheit den Dichter nicht selten in die niedrigste Prosa hinabzieht, was allerdings auch die schwache Seite bei seinem Vorbilde ist, — auch ungenaue und unklare Ausdrücke und falsche Konstruktionen kommen vor. Eine künstlerische Abrundung fehlt dem Roman ganz und gar.

Eine im einzelnen sich zeigende Beeinflussung von Schmidts „Philidor und Nanny" — Nantchen (Ferdinande) heißt die Geliebte bei Göckingk — durch die „Lieder zweier Liebenden" läßt sich nicht nachweisen. Wohl findet sich wie bei Göckingk[1]) auch bei Schmidt ein Gedicht „Nach einem Balle"[2]), aber dasselbe Motiv ist bei Schmidt in ganz anderer, eigenartiger Weise verwertet. Nur Schmidts „Erste Liebe" (S. 269) erinnert in seinem Tone anfangs wohl an Göckingks

[1]) Lieder zweier Liebenden. Hrg. von Goeckingk. Leipzig 1777, S. 39 f.
[2]) Beckers Taschenbuch 1804. S. 200.

„Nach dem ersten nächtlichen Besuche",[1]) ohne daß man aber hier an eine bewußte Anlehnung an die Vorlage denken kann. Die derbe Natürlichkeit, die in Göckingks Liedern hinsichtlich des Ausdrucks waltet, ist auch der Lyrik Schmidts von Natur aus eigen und nicht etwa für diesen Liederzyklus vorbildlich gewesen.

Äußere Form und Darstellungsmittel.

„Ich will es gern unter vier Augen", so sagt der Dichter in der Vorrede zu der Sammlung seiner Lieder in Beckers Guirlanden 1813 (4. Bdch., S. 107), „oder wenn daran gelegen ist, vor der ganzen Welt bekennen, daß ich über poetische Darstellung wenig gelesen oder gedacht habe; daß mir bei Verfertigung eines Liedes nicht einfällt, es nach dem Kostüme einer alten oder neuen Schule aufstutzen zu wollen, und daß ich bei der Wahl des Versbaues keine Feder zu zerkauen pflege. Wem nicht von Natur eine leichte und freie Bewegung der Gliedmaßen verliehen worden ist, den lehrt der Tanzmeister vergebens, einen ungezwungenen Reverenz zu machen."

Trotzdem Schmidt aber die äußeren poetischen Formen leicht und sicher beherrscht, hat er stets an seinen Liedern gefeilt, und darin unterscheidet er sich auch von dem ihm geistig verwandten Justinus Kerner. Bei ihrem wiederholten Abdruck in den Taschenbüchern haben die Lieder mehr oder minder starke Umänderungen erfahren; und doch stehen sie vor uns, als seien sie beim ersten Guß gelungen. Und gerade in dieser reinen Vollendung der natürlichsten, für den Gesang geeigneten Form ist der Reiz der sinnigtiefen Lieder Schmidts mitbegründet. An Gedichten, wie „Zitherbubens Morgenlied" (S. 11), „An den Tag" (S. 120), „Schönes Tagwerk" (S. 278) und vielen anderen haben schon die ersten Rezensenten stets die Glätte der Form und die Melodie des Verses bewundernd hervorgehoben. Die Komponisten — 16 Lieder wurden in mehr oder minder verschiedenartigen Weisen vertont[2]) — hatten da nur halbe Arbeit. Ein Strophenaufbau, wie in

[1]) Lieder zweier Liebenden, S. 16 ff.
[2]) s. u. Anhang 3.

„Dauerhafte Farben“ (S. 178), gibt sich bei all seiner künstlerisch vollendeten Gestaltung ganz natürlich und ungezwungen.

Auf den den verschiedenartigsten Stimmungen angepaßten Rhythmus in den Liedern hat schon W. Müller kurz hingewiesen.[1]) Wegen des vorwiegend elegischen Charakters der Lyrik Schmidts ist die Rhythmik meist einfach, wenn auch fein durchgebildet. Aber auch in verschiedenartigen rythmischen Formen weiß sich der Dichter mit Geschick zu bewegen. Eine gemütlich reflektierende Tonart, wie er sie in den Liedern: „Apologie des Liedes“ (S. 1), „Alte und neue Zeit“ (S. 50) und „An Lübeck“ (S. 192), ein leichter volkstümlicher Erzählerton, wie er ihn im „Paul Gerhardt“ (S. 81) anschlägt, und die wiegende Bewegung des Verses in „Des Todes Wiegenlied“ (S. 148) und „Der Schmetterling“ (S. 316) sind neben den fröhlich hüpfenden Takten der Lieder des Zitherbuben und des Gedichtes „Die beste Weise“ (S. 190) dem Charakter der Schmidtschen Lyrik durchaus angemessen und daher auch rein durchgeführt. Und daß der Dichter auch mit Sicherheit eine frisch-lebendige Rhythmik beherrscht, beweisen Gedichte, wie: „Vorgefühl“ (S. 36), „Unmuth“ (S. 38), „Entsagung“ (S. 78); in diesen Gedichten sehen wir, wie meisterhaft auch die wechselnden Stimmungen schon im Tone hervorgehoben sind, wie sich ihnen das Versmaß ganz und gar anzuschmiegen weiß. Kräftiger wird die Tonart u. a. in den Gedichten: „An einen deutschen Freund“ (S. 95), „Schönes Tagwerk“ (S. 278) und den patriotischen Liedern: „Deutsches Lied“ (S. 97) und „Deutscher Gruß an Deutsche“ (S. 277). Der unruhig-haltlose Takt in den Liedern „Unruh bis in den Tod“ (S. 317) und „Unstetes Treiben“ (S. 111):

Des Menschen Gedanken
Hinauf und hinab;
Sie schwanken und ranken
Und suchen den Stab;
Sie wanken und kranken
Und finden das Grab,

---

[1]) Jahrbücher für wiss. Kritik 1827, Sp. 1034 f.

und der rhythmische Wechsel in dem Gedicht „Verlorener Fleiß" (S. 122):

> Der Wunsch sprang früh des Morgens aus,
> Und hinkte des Abends zurücke;
> Nach Schmetterling lief er und Blumenstrauß,
> Und fand unterweges die Krücke,

geben die Stimmung vorzüglich wieder. Ein längeres Ausklingen des letzten Verses einer Strophe in den Gedichten: „Trennung" (S. 46), „Paul Gerhardt" (S. 81), „Vergebliches Thun" (S. 100), „Nachtlied" (S. 115), „Liederspiel" (S. 179), „Lust am Kleinen" (S. 184) und „Der letzte Act (S. 281) deutet die willenlose Ergebung in das Schicksal an:

> Drum laß den großen Haufen
> Nach hohen Dingen laufen,
> Sie kommen leer zurück.
> Verschmähe nicht das Kleine!
> Aus dem geringen Steine
> Erbaut sein stilles Haus das Glück.
> („Lust am Kleinen" S. 185).

Flickwörter und -silben, auch im Reim, kommen bisweilen vor.

Als Vermaße benutzt Schmidt am häufigsten Jamben und Trochäen, seltener freie Rhythmen. Reine daktylische Hexameter kommen nur in den Liedern des Zitherbuben und, verbunden mit dem daktylischen Pentameter, in der „Elegie am Grabe eines Jugendfreundes" (S. 135) und den „Distichen" (S. 241) vor.

Die Reime sind bei Schmidt im allgemeinen rein und wohllautend. Aber nicht selten gebraucht er auch unreine Reime, wie: ē — ä (Ehren — gewähren), ie — i (Mieke — Clique), i(e) — ü (Friede — müde; Blick — Glück), eu — ei (Freund — scheint), ŭ — ū (Fluß — Gruß). Ebenso unterlaufen ihm hier und da Reime mit fehlerhaften Konsonanten: Odem — Boden; lag — sprach; Nacht — Jagd; Stätte — Gebete. Bisweilen ist auch ein Wort dem Reime angepaßt: Gnadenstuhl — schwul; brödeln — vertrödeln. Absonderlich klingen Reime, wie: Lilie —

liebeweh — Wunderklee; indes gänzlich falsche Reime kommen, außer: Wahn — gestehn, Schaden — Fäden, nicht vor. Die Reimstellung ist oft kompliziert.

Einer der Hauptvorzüge der Schmidtschen Lyrik ist die plastische Anschaulichkeit, Korrektheit und Sicherheit des Ausdrucks, die ihr bei aller Einfachheit und Ungezwungenheit eigen sind. Mit Vergleichen und Metaphern, die dem alltäglichen Leben entnommen sind, hat er sich einen klaren und schönen volkstümlichen Stil angeeignet. Nicht selten fesselt uns ein besonders schöner und wohl auch origineller Vergleich:

Das luftige Phantom zerrann,
Wie Wolken ohne Regen. (S. 24).

Wie Fliegen in der Mittagsglut
Die bösen Launen stechen. (S. 271).

Deine Gedanken, wie Blei, und deine Witze, wie Taue. (S. 243).

Ganz selten findet sich ein nach Art Homers weiter ausgeführter Vergleich, wie in dem Gedicht „Überdruß“:[1])

Erdenleben, du bist mir, was spielgesättigten Kindern
Puppen und Steckenpferd sind;
Ist zerrissen der purpurne Flor, die Farbe verwittert,
Achten sie nimmer des Tands.

Allerdings finden sich auch hin und wieder ferner liegende, gesuchtere Vergleiche; ganz und gar verfehlt sind sie aber nie.

Mit sicherer Gewandtheit beherrscht Schmidt ferner metaphorische Ausdrücke: Wenn das Abendrot vom Himmel fließt, der dämmernde Schein hin und her wankt (S. 56) und die hereinbrechende Nacht Philidor schalkhaft anblinzt und ihn zum Stelldichein mit der Liebsten einlädt, so versteht er ihren Wink (S. 71). Selten trägt dem Dichter das Gewünschte, „Gereift zur armen Wirklichkeit, Des Wunsches buntgewirktes Kleid“ (S. 95), und dann wächst ihm daheim die Sorge, während ferne das Glück blüht und die Lust wohnt (S. 41). Wenn aber in der Schwermut Farben des

[1]) Wagners Jahrbuch schleswig-holst. Dichter 1848, S. 143.

Lebens Freuden gänzlich sterben, so bemalt er seine Krücke (S. 179) und ergeht sich in des Wahnes bunten Gärten (S. 222). Die Lust muß doch einmal sterben gehn (S. 40), und Vergnügen keimt aus Schmerzen (S. 112). — Besonders die Farbe spielt in der Ausdrucksweise Schmidts eine große Rolle. Bunte, helle Farben sinnbilden ihm die Heiterkeit, den fröhlichen Sinn, die Jugend; graue und schwarze Farben die Schattenseiten des Lebens und das Alter:

Griesgram sieht alles grau
Freude malt grün und blau. (S. 11).

Aber der Wechsel der Farben ist notwendig; ohne diesen würde das Leben der Reize entbehren:

Sonnenschein und Wolkengrau
Malen bunt die Lebensau. (S. 263).

Das S. 52 f. zitierte Gedicht „Dauerhafte Farben" zeigt uns am deutlichsten die Eigenart des Dichters nach dieser Richtung hin.

An mythologischen Ausdrücken gebraucht der Dichter nur allgemein bekannte.

Bei dem Streben Schmidts nach einer möglichst einfachen und anschaulichen Ausdrucksweise wird der Ausdruck, wie schon wiederholt hervorgehoben wurde, oft gewöhnlich und prosaisch.

Falsche Satzkonstruktionen und damit Ungenauigkeiten und Unverständlichkeiten unterlaufen dem Dichter, wenn auch seltener, da, wo er sich bemüht, sich so knapp, wie nur irgend möglich, auszudrücken:

Langsam muß es sich entfalten,
Und von zarter Hand gepflegt, (!)
Soll zur Frucht es sich gestalten . . . (S. 69).

Wo blüht, wo blüht im Weltgewühl
Die zarte Blume Mitgefühl? —
Drum (!) trat ich stolz zurück. (S. 153) u. a.

Anhang.

Die Angaben in Fr. M. Böhme: Volksthümliche Lieder der Deutschen (Leipzig 1895), in Gödekes Grundriß (2. Aufl., Dresden 1893) V 436, in Hoffmann von Fallersleben: Unsere volkstümlichen Lieder (4. Aufl., Leipzig 1900) u. a. sind hiernach zu berichtigen und zu vervollständigen. Vollständigkeit kann allerdings auch hier nur annähernd geboten werden.

Von 21 Liedern (S. 175, 214, 247, 261, 268, 274, 283, 285, 288, 294, 296, 298, 300, 302, 305 (bis), 320, 321, 324, 326, 328) konnten die ersten Drucke nicht festgestellt werden. Jedenfalls waren diese auch vorher noch nicht gedruckt; der Dichter sagt auch selbst im Vorwort zur 3. Aufl. der „Lieder" (S. VIII), daß die Sammlung auch einige bisher ungedruckte Lieder enthalte.

Die 1. Aufl. der „Lieder" schließt mit dem Gedicht „Der alte Mann" (S. 258), die 2. Aufl. mit dem Gedicht „Am 60sten Geburtstage" (S. 285).

Die vorgesetzte Zahl bezeichnet die Seitenzahl des betr. Gedichtes in der 3. Aufl. der „Lieder".

Texte und Melodien.

Lieder von Schmidt von Lübeck. Hrg. von H. C. Schumacher, Professor der Astronomie, R. v. D. Altona, bey J. F. Hammerich. 1821. 8°. X u. 230 S.

Lieder von Schmidt von Lübeck. Hrg. von H. C. Schumacher. Zweite vermehrte Auflage. Altona, bei J. F. Hammerich. 1826. 8°. XII u. 300 S.

Lieder von Schmidt von Lübeck. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Altona, Joh. Friedr. Hammerich. 1847. 8°. X u. 329 S.

Erholungen. Hrg. von W. G. Becker. Leipzig. Jg. 1800, 4. Bdch. — Jg. 1802, 2. u. 4. Bdch. — Jg. 1803, 1. Bdch. — Jg. 1804, 3. Bdch. — Jg. 1805, 1., 2. u. 3. Bdch. — Jg. 1806, 3. u. 4. Bdch. — Jg. 1807, 4. Bdch.

Guirlanden. Hrg. von W. G. Becker. Leipzig. Jg. 1812, 1. u. 2. Bdch. — Jg. 1813, 3. u. 4. Bdch.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Hrg. von W. G. Becker. Leipzig. Jg. 1801—1814, 1817 (W. G. Beckers Taschenbuch usw. Hrg. von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1817), 1821 (W. G. Beckers Taschenbuch usw. Hrg. von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1821).

Volksbuch auf das Jahr 1851 für Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von H. Biernatzki usw. Hrg. von Karl Biernatzki. 8. Jg. Altona.

Fr. M. Böhme: Volksthümliche Lieder der Deutschen. Leipzig 1895.

J. H. C. Bornhardt: XII leichte Lieder mit Begleitung der Guitarre oder des Klaviers. Leipzig o. J. (um 1810).

Die Volkslieder der Deutschen. Hrg. von Fr. K. Frh. von Erlach. Mannheim. Bd. IV, 1835. Bd. V, 1836.

Musikalischer Hausschatz der Deutschen. Eine Sammlung von 1000 Liedern und Gesängen mit Singweisen und Klavierbegleitung. Ges. u. hrg. von G. W. Finck. Leipzig 1843.

Der Freimüthige, hrg. von A. von Kotzebue und August Kuhn. Berlin. 5. Jg. 1808; hrg. von Aug. Kuhn. 6. Jg. 1809.

Eidora. Taschenbuch auf 1823—1826 (1.—4. Jg.). Hrg. von H. Gardthausen. Mit Kupfern und Musik. Schleswig (1.—2. Jg.). Leipzig, Altona und Kopenhagen (3. Jg.). Leipzig und Altona (4. Jg.).

(Karl Groos und B. Klein): Lieder für Jung und Alt. Berlin 1818.

Deutsches Liederlexikon. Eine Sammlung der besten und beliebtesten Lieder und Gesänge des deutschen Volkes. Hrg. von August Härtel. Leipzig 1865.

Hoffmann von Fallersleben: Deutsches Volksgesangbuch. Mit 175 eingedruckten Singweisen und Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Leipzig 1848.

Friedr. Joh. Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter. Altona 1820.

Die Harfe. Hrg. von Friedrich Kind. 5. Bd. Leipzig 1816.

Musen-Almanach für das Jahr 1808, hrg. von August Kuhn und Friedrich Treitschke. Wien.

Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie. Hrg. von Georg Lotz. 16. Jg. 1832. Hamburg.

Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neuere Burschenlieder usw., mit dreistimmig ausgesetzten Melodien, hrg. von Albert Methfessel. 2. Aufl., Rudolstadt 1820.

Vaterländisches Museum. (Hrg. von Friedr. Perthes.) Bd. 2, H. 1. Hamburg 1811.

Concordia. Anthologie klassischer Volkslieder für Pianoforte und Gesang. Hrg. und bearb. von F. L. Schubert. 2. Bd., Leipzig o. J.

Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter. Hrg. von C. Wagner. 1. Jg. Schleswig 1848.

Gemeinnützige Unterhaltungsblätter. Hamburg. 5. Jg. 1810; 6. Jg. 1811.

Nordischer Musenalmanach für 1820--1823. Poetische Blumenlese. Hrg. von Winfried (= Nikolaus Daniel Hinsche). Hamburg.

Nordalbingische Blätter, Zeitschrift für Gebildete. Hrg. von Winfried. 1. Bd. Hamburg 1820.

Ruinen und Blüthen. Hrg. von Winfried. Altona 1826.

Allgemeine musikalische Zeitung. 14. Jg. Leipzig 1812.

1. Die ersten Drucke der Lieder.

1. Apologie des Liedes. — Beckers Erholungen 1805, 3. Bdch., S. 153—154 (nur zwei Strophen ohne Überschrift

in: „Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch“). — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 6—8 (in der Vorrede „An Nanny“ zu der Sammlung der Lieder; ohne Überschrift). — Der Liederdichter an die Ungünstigen. Statt der Vorrede. Lieder 1821, 1826.

4. Lebensgeleite. — Beckers Erholungen 1805, 3. Bdch., S. 224—227. — Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 133—136.

8. Herz und Kopf. — Beckers Taschenbuch 1812, S. 280 bis 282. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 179—182.

11. Zitherbubens Morgenlied. — Zitterbubens Morgenlied. Beckers Taschenbuch 1802, S. 301—302. — Zitherbubens Morgenlied. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 93—94.

13. Zitherbubens Taglied. — Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 95—96.

15. Zitherbubens Nachtlied. — Zitterbubens Abendlied. Beckers Taschenbuch 1802, S. 302—303. — Zitherbubens Nachtlied. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 97—98.

17. An einen lauten Unzufriedenen. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 165—166.

19. Rangstreit der Sänger. — Beckers Taschenbuch 1811, S. 53—54.

22. Dichterlaune. — 22. Dichter-Kosmopolitismus. — 23. Dichter-Freiheit. — Beckers Taschenbuch 1805, S. 328.

24. Eigne Schuld. — Eigene Schuld. Beckers Taschenbuch 1807, S. 55—58. — Eigne Schuld. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 32—36.

29. An einen Freund bei einer fehlgeschlagenen Hoffnung. — Der Freimüthige 1808, Nr. 230, S. 918. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 125—126.

31. In der Neujahrs-Nacht. — In der Neujahrsnacht. Beckers Taschenbuch 1821, S. 310—312.

34. Die Spätrose. — Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 101—102. — Die Spätrose. Übersetzung mit veränderter Manier. Jacobsen, Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 536.

36. Vorgefühl. — Mollys Schwanenlied. Beckers Taschenbuch 1803, S. 257—258. — Vorgefühl. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 129—130.

38. Unmuth. — (Philidors Klagen) 2. Beckers Taschenbuch 1806, S. 212—214. — Unmuth. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 150—152.

41. Trostlos. — (Philidors Klagen) 3. Beckers Taschenbuch 1806, S. 215. — Trostlos. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 46.

42. Der arme Sünder. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 163—165.

44. Der Schwur des Reuigen. — Beckers Taschenbuch 1811, S. 98—99. — Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 124—126.

46. Trennung. — Nanny an Philidor. Antwort. Mit Musik von H. Bergt. Beckers Taschenbuch 1806, S. 208 bis 209. — Trennung. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 47—48.

48. Nachruf. — Nannys Nachruf an Philidor. Beckers Taschenbuch 1806, S. 218. — Nachruf. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 49—50.

50. Alte und neue Zeit. — Alte und neue Zeit. An einen Weltverbesserer. Beckers Taschenbuch 1808, S. 44—45. — Alte und neue Zeit. Hamburg. gemeinnütz. Unterhaltungs-Blätter 1810, Nr. 6, Sp. 44—45. — Alte und neue Zeit. (Neu umgearbeitet.) Mit Musik von H. Prof. Zelter. Beckers Taschenbuch 1812, S. 153—155. — Alte und neue Zeit. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 114—117. — Alte und neue Zeit. (Neu umgearbeitet.) Lieder 1821.

54. Späte Liebe. — Warnung zur rechten Zeit. Beckers Taschenbuch 1814, S. 148.

56. Erscheinung. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1805, S. 105—106. — Erscheinung. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 139—140.

58. Liebe und Treue. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1805, S. 106—107. — Liebe und Treue. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 112—113.

60. Nanny an Philidor. Antwort. -- Beckers Taschenbuch 1805, S. 108—109.

62. Philidor an Nanny. — Beckers Taschenbuch 1805, S. 109—111.

65. Nanny an Philidor. Antwort. — Beckers Taschenbuch 1805, S. 111—112.

67. Philidor an Nanny. — Beckers Taschenbuch 1805. S. 113.

69. Zur Beherzigung. Nanny an Philidor. Beckers Taschenbuch 1805, S. 114. — Zur Beherzigung. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 143.

70. Genuß des Augenblicks. — Philidor an Nanny. Antwort. Beckers Taschenbuch 1805, S. 114—115. — Genuß des Augenblicks. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 51—52.

71. Einladung. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1805, S. 115—116. — Einladung. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 140—141.

72. Frage. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1805, S. 116—117.

74. Zur Antwort. — Nanny an Philidor. Antwort. Beckers Taschenbuch 1805, S. 118. — Zur Antwort. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 142.

76. Des Fremdlings Abendlied. — Des Fremdlings Abendlied. Mit Musik von Herrn Zelter. Beckers Taschenbuch 1808, S. 143. — Des Fremdlings Abendlied. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 117—119.

78. Entsagung. — An S. M.[1]) Beckers Taschenbuch 1804, S. 281—282. — Entsagung. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 119—121.

---

[1]) = Sophie Mereau.

81. Paul Gerhard. — Beckers Taschenbuch 1810, S. 176—181. — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., Seite 15—21.

88. Alte Liebe. — Nanny an Philidor. Antwort. Mit Musik von H. Harder. Beckers Taschenbuch 1808, S. 310. — Alte Liebe. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 43.

89. Der Alte und die Stimme. — Beckers Taschenbuch 1809, S. 156.

91. Abschied. — Der Abschied. Mit Compos. vom Hrn. Capellmstr. Naumann. Beckers Taschenbuch 1802, S. 255—256. — Abschied. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 111—112.

93. Die Rückkehr ins Vaterland. 1806. — Die Rückkehr ins Vaterland. Beckers Taschenbuch 1809, S. 198 bis 199. — Die Rückkehr ins Vaterland. Lieder 1821.

95. An einen deutschen Freund. — Beckers Taschenbuch 1811, S. 182—183.

97. Deutsches Lied. — Das deutsche Lied. Hamburg. gemeinnütz. Unterhaltungs-Blätter 1810, Nr. 43, Sp. 342. — Das deutsche Lied. Mit Compos. von H. Methfessel. Beckers Taschenbuch 1811, S. 63—64. — Deutsches Lied. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 118—120.

100. Vergebliches Thun. — Vergebliches Thun. Mit Musik von Herrn Harder. Beckers Taschenbuch 1813, S. 140 bis 141. — Vergebliches Thun. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 135—136.

102. Gleiche Loose. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 206—207. — Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1821, S. 8—9.

104. Susanna. — Beckers Taschenbuch 1812, S. 270 bis 273. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 174—179.

108. Das heilige Feuer. — Beckers Taschenbuch 1809, S. 73—74.

110. Gebet. — Gebeth. Beckers Taschenbuch 1810, S. 74. — Gebet. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 28.

111. Unstetes Treiben. — Beckers Taschenbuch 1810, S. 120.

112. Trostlied. — Beckers Taschenbuch 1810, S. 333 bis 334. — Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 100—102.

115. Nachtlied. — Beckers Taschenbuch 1812, S. 187 bis 189. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 120—122.

118. Menschensinn. — Beckers Erholungen 1802, 4. Bdch., S. 232. — Das. 1803, 1. Bdch., S. 228. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 262—263. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 145—146.

120. An den Tag. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 319—320. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 123 bis 124.

122. Verlorner Fleiß. — Verlorner Fleis. Beckers Taschenbuch 1810, S. 200. — Verlorner Fleiß. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 52.

123. Phantasie der Liebe. — Beckers Taschenbuch 1803, S. 310—311.

125. Der heilige Medardus, Stifter des Rosenfestes zu Salency. — Beckers Taschenbuch 1814, S. 59 bis 62 (mit der Anmerkung: „Der heilige Medardus, Bischof zu Noyon, stiftete um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das Rosenfest zu Salency. Seine Schwester war das erste Rosenmädchen.“)

130. Die Hand Gottes. — Beckers Taschenbuch 1806, S. 107—109. — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 37 bis 40.

134. Theurer Sieg. — Beckers Taschenbuch 1809, S. 141. — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 29.

135. Elegie am Grabe eines Jugendfreundes. Im November 1794. — Beckers Taschenbuch 1809, S. 289 bis 291. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 167—170.

138. Verzicht. — Beckers Taschenbuch 1809, S. 280.

139. Pilger und Blümlein. — Pilger und Blümlein. Componiert von H. Harder. Beckers Taschenbuch 1809,

S. 220. — Pilger und Blümlein. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 41—42.

141. Für Betrübte. — Für Betrübte. Mit Musik v. H. Capellm. Himmel. Beckers Taschenbuch 1806, S. 269 bis 270. — Für Betrübte. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 99—100.

143. Das Mädchen der Hoffnung. — Beckers Taschenbuch 1811, S. 170—171. — Das Mädchen der Hofnung. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 114—116.

146. Die Mutter über ihrem todten Kinde. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 133—135.

148. Todes Wiegenlied.[1]) — Todes Wiegen-Lied. Mit Musik von H. Zelter. Beckers Taschenbuch 1807, S. 139 bis 140. — Todes Wiegenlied. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 103—105.

151. Stille Treu. — Sonett. Beckers Taschenbuch 1803, S. 284.

152. Sehnsucht. — Philidors Klagen. 1. Beckers Taschenbuch 1806, S. 212. — Sehnsucht. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 149.

153. An Nanny. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1804, S. 203—204. — An Nanny. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 44—45.

155. Schmerzenslust. — Nannys Klage. Beckers Taschenbuch 1806, S. 216—217. — Schmerzenslust. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 143—144.

157. Die Kindereien des Lebens. — Beckers Taschenbuch 1802, S. 229—230. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 147—148.

159. Knabe und Waldblümlein. — Knabe und Feldblümlein. Beckers Taschenbuch 1811, S. 241—242. — Knabe

[1]) Nach dem dänischen Gedicht „Dödens Buggevise“ des Levin Christ. Sander, „jedoch mehr dem Gedanken des dänischen Dichters als der Ausführung nach“ (Schumacher im Vorw. zur 2. Aufl. der „Lieder“, S. V) gedichtet. Vgl. Th. H. Erslew: Almindeligt Forfatter-Lexicon for Kongeriget Danmark usw., Kopenhagen 1853. III 14. — Das Gedicht ist irrtümlich unter die Jugendgedichte Freiligraths geraten.

und Waldblümlein. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 126—128.

162. Abendlied. — Abendlied. Mit Compos. von H. Zelter. Beckers Taschenbuch 1811, S. 331. — Lied vor dem Schlafengehn. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 109 bis 110.

164. Ein Vogel wider Willen. Ein Räthsel. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 333—334. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 153—154.

166. Die wandernden Jungfrauen. Ein Räthsel. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 78—79. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 158—160.

169. Der müde Wanderer. Ein Räthsel. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 116—117. — Der müde Wandrer. Ein Räthsel. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 155 bis 157.

172. Der Hammer. Ein Räthsel. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 221—222. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 161—163.

178. Dauerhafte Farben. — Dauerhafte Farben. Mit Musik von Hrn. Zelter. Beckers Taschenbuch 1805, S. 287. — Dauerhafte Farben. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 113.

179. Liederspiel. — Des Dichters Abschied. Beckers Taschenbuch 1803, S. 229—230. — Liederspiel. Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 9—11.

182. Glaube. — Vaterländisches Museum 1811, 2. Bd., S. 95. — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 30—31.

184. Lust am Kleinen. — Beckers Taschenbuch 1813, S. 283—284. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., Seite 137—138.

187. Der Seefahrer.[1]) — Beckers Taschenbuch 1812, S. 40—42. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 171 bis 174.

[1]) „nach dem Englischen". Schumacher a. a. O.

190. Die beste Weise. — Die beste Weise. (Mit Musik von Clasing.) Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1821, S. 97—99.

192. An Lübeck. 1804. — An Lübeck. Beckers Taschenbuch 1811, S. 309—311. — An Lübeck. Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 129—132. — An Lübeck, Lieder 1821, 1826.

195. Der Klosterbruder.[1]) — Beckers Taschenbuch 1810, S. 110—113. — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 22—27.

200. Verjüngung. — An Elise von Hohenhausen. (In Beziehung auf einen freundschaftlichen Scherz.) Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1821, S. 155—156. — Verjüngung. An Elise von Hohenhausen. Lieder 1821, 1826.

202. Das Bächlein Zeit. — Die Wunderquelle. Beckers Taschenbuch 1811, S. 221—222. — Das Bächlein Zeit. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 106—108.

205. Unter meinem Bildnisse. — Unter einem Bildnisse. Beckers Taschenbuch 1811, S. 109.

206. Der Doppelspiegel. — Der zwiefache Spiegel. Beckers Taschenbuch 1813, S. 63—66.

211. Entschuldigung. — Beckers Taschenbuch 1812, S. 233.

212. Guter Rath. — Beckers Taschenbuch 1812, S. 91.

213. Zum Geburtstage. — Der Geburtstag. Der Freimüthige 1808, Nr. 199, S. 796.

215. Abschied von der Einzigen. — Abschied von Nanny. Beckers Taschenbuch 1814, S. 228—229.

217. Hoffnung bis in den Tod. — Beckers Taschenbuch 1814, S. 370.

219. Der funfzigste Geburtstag. — An meinen Wanderstab, am funfzigsten Geburtstage. Beckers Taschenbuch 1817, S. 236—238.

---

[1]) Nach dem Gedicht „The hermit“ aus dem Vicar of Wakefield des Ol. Goldsmith.

222. Der Kranke an den Schlummer. — Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1820, S. 162—163.

224. Weihnachts-Abend. — Weihnacht-Abend. Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1820, S. 13—15.

227. Deutscher Gruß an Deutsche. 1806. — Beckers Taschenbuch 1811, S. 82—83. — Hamburg. gemeinnütz. Unterhaltungs-Blätter 1811, Nr. 1, Sp. 4—5. — Deutscher Gruß an Deutsche. (Nach der Schlacht von Jena 1806.) Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1820, S. 66—68 (mit der Anmerkung: „Dieses Lied ist in einem Alamanache gedruckt worden, aber in Betracht damaliger Umstände von dem Redakteur dergestalt beschnitten und verändert, daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt beinah als neu gelten kann. Der Verf.").

229. Kinderwelt. — Beckers Erholungen 1804, 3. Bdch., S. 12—14 (in: „Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch"; ohne Überschrift).

232. Krank. — Frühlingsklage. Beckers Erholungen 1802, 2. Bdch., S. 198—199.

235. Abend. — Der Dorf-Kirchhof. Seitenstück zu Grays bekannter Elegie. Beckers Taschenbuch 1805, S. 193 bis 196. — Abend-Wehmuth. Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1821, S. 30—35 (mit der Anmerkung; „Ein früheres, in Plan und Umfang verändertes Gedicht. Der Verfasser".)

241. Distichen. — Was auf Erden . . . Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 233; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Liebe willst du . . . Beckers Erholungen 1805, 1 Bdch., S. 233; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Zu gehorchen . . . Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 234; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Millionen verhandeln . . . Beckers Erholungen 1805, 1 Bdch., S. 235; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Schiller ist todt . . . Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576. — Immer geselle . . . Der Freimüthige 1808, Nr. 144. S. 576. — O wir fühlen . . . Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576; Winfrieds Nordalbingische Blätter

1820, S. 261 (mit der Überschrift: „Der wichtige Mann"). — In dem Dichter . . . Beckers Erholungen 1805, 1 Bdch., S. 235; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576. — Was uns gestern . . . Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 236; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576. — Es verlangt . . . Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576.

245. Ohnmacht. — Der Freimüthige 1808, Nr. 195, S. 778—779.

251. Charlotte Corday am Morgen ihrer Hinrichtung. (Verfertigt 1801.) — Charlotte Corday. Am Morgen ihrer Hinrichtung. Beckers Taschenbuch 1810, S. 219—223.

258. Der alte Mann. — Der arme alte Mann. Ballade. Der Freimüthige 1808, Nr. 246, S. 983.

261. Morgengebet. — Einfältigliches Gebet. Der Freimüthige 1808, Nr. 248, S. 992. — Tägliches Morgengebet. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 261.

262. Petrarca an Laura. Übersetzung. — Beckers Erholungen 1806, 4. Bdch., S. 67—68. — Historische Studien 1827, S. 83 (Bei beiden in: „Petrarca und Laura", 4. Brief; ohne Überschrift).

263. Licht und Schatten. — Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1823, S. 79—80.

265. Der verlorene Mai. — Der verlorne May. Eidora auf das Jahr 1823, S. 49. — Der verlorene May. Lieder 1826.

267. Auf Wiedersehn im Paradiese. — Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1822, S. 92—93.

269. Erste Liebe. — Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1804, S. 202—203.

271. Der Ritt ins Freie. — Der Ritt ins Freye. Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1822, S. 22—24.

276. Das Menschenherz. — Eidora auf das Jahr 1825, S. 7—8.

278. Schönes Tagwerk. — Beckers Taschenbuch für 1807, S. 227—228. — Eidora auf das Jahr 1825, S. 179—181.

281. Der letzte Act. — Nanny an Philidor. Antwort. Beckers Taschenbuch 1804, S. 201—202.

287. Stille Heimath. — Zurück! Der Freimüthige 1808, Nr. 256, S. 1022.

290. Bild aus der Vergangenheit. — Philidor aus der Ferne an Nanny. Beckers Erholungen 1805, 2. Bdch., S. 222—226.

295. Rechtgläubigkeit. Nach Thomas Moore. — Zechlied. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 99 bis 100 (mit der Anmerkung: „Möchte dies irländische Lied den protestantischen Katholikenjägern, die neuerdings zum Vorschein kommen, zur Erbauung gereichen! Anmerk. des Übersetzers"). — Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 539 (ohne Überschrift).

306. Lied von der Treue. Nach Thomas Moore. — Treue. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 102. — Die Treue. Übersetzung mit veränderter Manier. Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 538.

307. An den Herausgeber der Eidora. 1823. — Entschuldigung, an den Herrn Kammerrath Gardthausen. Eidora auf das Jahr 1824, S. 291—292.

309. Die Königin der Herzen. An eine Freundin. — Die Königin der Herzen. Lotz' Originalien 1832, Nr. 24, Sp. 187.

311. An ein junges Mädchen. Ein aufgegebener Reim. — Ammen-Weisheit. Der Freimüthige 1808, Nr. 255, S. 1019. — An ein junges Mädchen. (Ein aufgegebener Reimscherz.) Lotz' Originalien 1832, Nr. 24, Sp. 185—186.

313. Rundgesang der Alten. — Lotz' Originalien 1832, Nr. 26, Sp. 201—202.

315. Herbst-Trauer. — Lotz' Originalien 1832, Nr. 22, Sp. 171.

316. Der Schmetterling. Aus dem Französischen von Lamartine. — Der Schmetterling. (Aus dem Französischen des Lamartine.) Lotz' Originalien 1832, Nr. 30, Sp. 233.

317. Unruh bis in den Tod. — Unruh bis an den Tod. Der Freimüthige 1808, Nr. 256, S. 1022.

318. Sein oder Nichtsein.[1]) — Seyn oder Nichtseyn. Lotz' Originalien 1832, Nr. 22, Sp. 169—171.

321. Inconsequenz. — Der Freimüthige 1808, Nr. 234, S. 935.

322. Der Greis. — Lotz' Originalien 1832, Nr. 26, Sp. 202—203.

2. Gedichte, welche unter die gesammelten Lieder nicht aufgenommen sind.

Der Schwermüthige. Beckers Erholungen 1800, 4. Bdch., S. 292—294.

Abderama der Glückliche. Beckers Taschenbuch 1801, S. 301—306.

Hüttenglück. Aus dem Dänischen. Beckers Erholungen 1802, 4. Bdch., S. 209.

Sonett. Beckers Erholungen 1803, 1. Bdch., S. 212.

Philidor an Nanny. Weißagung an ein fröhliches Mädchen. Beckers Taschenbuch 1804, S. 197—198.

Nanny an Philidor. Antwort. Beckers Taschenbuch 1804, S. 199.

Philidor an Nanny. Nach einem Balle. Beckers Taschenbuch 1803, S. 200.

Nanny an Philidor. Beckers Taschenbuch 1804, S. 205.

Philidor an Nanny. Antwort. Beckers Taschenbuch 1804, S. 206.

Die schadenfrohe Fee. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 131—132. — Beckers Erholungen 1805, 3. Bdch., S. 144—145 (in: „Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch"; ohne Überschrift).

Distichen. — Wie sich Basedows Schule . . . Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 234; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Über alles entscheidet Vernunft . . .

---

[1]) Nach Hamlets bekanntem Monolog.

Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 234; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 575. — Als das Jahrhundert . . . Beckers Erholungen 1805, 1. Bdch., S. 235; Der Freimüthige 1808, Nr. 144, S. 576.

Frage an die Sängerin. Beckers Taschenbuch 1806, S. 116.

Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1806, S. 207—208.

Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1806, S. 209—210.

Nanny an Philidor. Antwort. Beckers Taschenbuch 1806, S. 210—211.

(Philidors Klagen.) 4. Beckers Taschenbuch 1806, S. 216.

Pindars erste Olympische Ode. Beckers Erholungen 1806, 3. Bdch., S. 168—180.

Gruß der Grazien. Beckers Taschenbuch 1807, S. 284.

Erfahrung. Beckers Taschenbuch 1808, S. 119.

Der Braut Morgenlied. Beckers Taschenbuch 1808, S. 219.

Der Witwe Morgenlied. Beckers Taschenbuch 1808, S. 238.

Philidor an Nanny. Beckers Taschenbuch 1808, S. 309.

An Apollo. Horaz I 31. Musenalmanach von Kuhn und Treitschke für 1808, S. 145—146.

Horaz II 10. Musenalmanach von Kuhn und Treitschke für 1808, S. 157—159.

Lyna und Alf. (Nach dem Dänischen.) Der Freimüthige 1808, Nr. 164, S. 653 (mit Schmidts Anmerkung: „Diese beliebte dänische Romanze von Baggesen, mit einer gefälligen Musik, war in Dänemark jahrelang das Lieblingsstück in der Gesellschaft und in der Einsamkeit, und ist es immer noch").

Größe. Der Freimüthige 1808, Nr. 191, S. 762—763, — Beckers Guirlanden 1812, 2. Bdch., S. 12—14.

Geständniß. Der Freimüthige 1808, Nr. 232, S. 927.

Bettelstolz. Der Freimüthige 1808, Nr. 234, S. 935. — Beckers Guirlanden 1813, 4. Bdch., S. 127—129.

Der Flatterhafte. Der Freimüthige 1808, Nr. 234, S. 935.

Die Baulustigen. Der Freimüthige 1808, Nr. 245, S. 979.

Dichterglück. Der Freimüthige 1808, Nr. 255, S. 1019.

Reiter-Bubens-Morgen-Besuch. Der Freimüthige 1809, Nr. 14, S. 55.

Das Saitenspiel. Beckers Guirlanden 1813, 3. Bdch., S. 122—124. — Beckers Erholungen 1804, 3. Bdch., S. 8—9 (in: „Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch"; ohne Überschrift).

Der Zwerg. Kinds Harfe 1816, 5. Bdch., S. 272 bis 274.

Der Sänger.[1]) Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820. S. 99. — Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 537 (ohne Überschrift).

Wellington.[2]) Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 100—101. — An Wellington. Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 534—535.

Parteiwuth. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 114.

Stubenluft. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 308—309 (mit der Anmerkung: „Diese Verse werden bloß für gereimte Scherze gegeben; Blumen aus der untersten Region des Helikon. Der Verfasser".) — Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1823, S. 11—13.

An Miß B. Freie Nachbildung.[3]) Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau 1820, S. 540—541. — Das Ideal. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848, Seite 141—142.

---

[1]) Übersetzung von Th. Moores Gedicht „The moreen".
[2]) Übersetzung von Th. Moores Gedicht „Paddy wack".
[3]) „To Miss B." von Th. Moore.

Roswithas Gedicht über die Gründung des Klosters zu Gandersheim. Winfrieds Nordalbingische Blätter 1820, S. 18—33. — Eidora auf Jahr 1826, Seite 255—277. — Historische Studien 1827, S. 37—58.

Der Autor an sein Buch. Aus dem Dänischen. Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1822, S. 200—202.

Ueberdruß. 1797. Winfrieds Ruinen und Blüthen 1826, 125—126. — Ueberdruß. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848. S. 143.

Der Jüngling an die Amsel. 1792. Winfrieds Ruinen und Blüthen 1826, S. 139—140.

Vertrau! Lotz' Originalien 1832, Nr. 30, Sp. 233—234.

Der Polter-Abend. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848, S. 142.

Guter Rath. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848, S. 143—144.

Zweifel. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848, S. 144.

Abschied. Wagners Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter 1848, S. 145.

Vertrau! Letztes Lied von Schmidt von Lübeck (Juli 1849). Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1851, S. 1—3.

Weitere Gedichte in:

Die Dichterwelt. Ein rhapsodischer Versuch. Beckers Erholungen 1804, 3. Bdch., S. 1—25. — Fortsetzung. Beckers Erholungen 1805, 3. Bdch., S. 124—154.

übersetzte Gedichte in:

Petrarca und Laura. Beckers Erholungen 1806, 4. Bdch. S. 37—91. — Historische Studien 1827, S. 59—100.

Ein paar nordische Blumen aus dem Alterthume. Beckers Erholungen 1807, 4. Bdch., S. 1—11.

3. Komponierte Lieder.

(Die mit einem * bezeichneten Lieder sind volkstümlich geworden.)

* 11. Zitherbubens Morgenlied. — Zitterbubens Morgenlied. J. H. C. Bornhardt. Bornhardt: XII leichte

Lieder (um 1810), S. 11. — Der Zitterbube. Musik von Düring (?). v. Erlach: Die Volkslieder der Deutschen. V (1836), S. 451.

15. Zitherbubens Nachtlied. — Zitterbubens Abendlied. J. H. C. Bornhardt. Bornhardt: XII leichte Lieder (um 1810), S. 12.

46. Trennung. — Nanny an Philidor. Antwort. Mit Musik von H. Bergt. Beckers Taschenbuch 1806, zu S. 208.

50. Alte und neue Zeit. — Alte und neue Zeit. (Neu umgearbeitet.) Mit Musik v. H. Prof. Zelter. Beckers Taschenbuch 1812, zu S. 153.

* 76. Des Fremdlings Abendlied. — Des Fremdlings Abendlied. Zelter. Anhang zu Beckers Taschenbuch für 1808, S. 17—19. — Des Fremdlings Abendlied. (In drei Tönen.[1]) Friedrich Kuhlau. Allgem. musikal. Zeitung 1812, Beylage VI (das Gedicht ist hier fälschlich mit „Werner" unterzeichnet). — Der Wanderer. Franz Schubert 1816. Op. 4, Nr. 1. — Der Wanderer. Volksmelodie aus Thüringen vor 1840. Böhme: Volksthümliche Lieder 1895, Nr. 661, S. 490. — Des Fremdlings Abendlied. Volksweise. Hoffmann von Fallersleben: Deutsches Volksgesangbuch 1848, Nr. 89, S. 85. — Der Wanderer. August Härtel. Härtel: Deutsches Liederlexikon 1865, Nr. 377, S. 291. — Der Wanderer. Mel. im Elsaß (Kreis Weißenburg) 1889. Böhme: Volksthümliche Lieder 1895, Nr. 661, S. 489.

88. Alte Liebe. — Nanny an Philidor. [Antwort.] Harder. Anhang zu Beckers Taschenbuch für 1808, S. 28—30.

91. Abschied. — Der Abschied. Mit Compos. vom Hrn. Capellmstr. Naumann. Beckers Taschenbuch 1802, zu S. 255.

*95. Deutsches Lied. — Das deutsche Lied. Albert Methfessel: Anhang zu Beckers Taschenbuch 1811, S. 2—4.

---

[1]) Diese Art der Komposition ist eine Nachahmung der von Rousseau stammenden Melodie seines Liedes „Que le jour me dure Passé loin de toi". Vgl. Max Friedländer: Das deutsche Lied im 18. Jh. Stuttgart u. Berlin 1902. II 292 ff.

— Ohne Überschrift in: K. Groos und B. Klein: Lieder für Jung und Alt 1818, Nr. 48, S. 44. — Das deutsche Lied. A. Methfessel. Methfessel: Allgem. Commers- und Liederbuch 1820, Nr. 66, S. 128—129. — Das deutsche Lied. Musik von C. T. Moritz (?) und A. Methfessel. v. Erlach: Die Volkslieder der Deutschen IV (1835), S. 478—479. — Das Teutsche, das Liebste. Nach A. Methfessel. Finck: Musikalischer Hausschatz 1843, Nr. 402, S. 244.

100. Vergebliches Thun. — Vergebliches Thun. Mit Musik von Herrn Harder. Beckers Taschenbuch 1813, zu S. 140.

139. Pilger und Blümlein. — Pilger und Blümlein. Componiert von H. Harder. Beckers Taschenbuch 1809, zu S. 220.

141. Für Betrübte. — Für Betrübte. Mit Musik von H. Capellm. Himmel. Beckers Taschenbuch 1806, zu S. 269.

148. Todes Wiegenlied. — Todes Wiegen-Lied. Mit Compos. von H. Zelter. Beckers Taschenbuch 1807, zu S. 139.

162. Abendlied. — Abendlied. Zelter. Anhang zu Beckers Taschenbuch 1811, S. 31—32.

178. Dauerhafte Farben. — Dauerhafte Farben. Mit Musik von Hrn. Zelter. Beckers Taschenbuch 1805, zu S. 287.

190. Die beste Weise. — Die beste Weise. (Mit Musik von Clasing.) Winfrieds Nordischer Musenalmanach für 1821, zu S. 97.

*227. Deutscher Gruß an Deutsche. 1806. — Vom alten deutschen Meer etc. A. Methfessel. Methfessel: Allgem. Commers- und Liederbuch 1820, Nr. 77, S. 148—149. — Für die Teutschen. G. W. Finck: Musikalischer Hausschatz 1843, Nr. 358, S. 210. — An die Deutschen. Volksweise. Schubert: Concordia II (o. J.), Nr. 491, S. 168. — Deutscher Gruß an Deutsche (1806). Volkweise, handschriftlich aus Thüringen um 1848. Böhme: Volksthümliche Lieder 1895, Nr. 28, S. 23.

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Joseph Julius Ludwig Johannes Hackenberg, katholischen Bekenntnisses, als Sohn des Gerichtssekretärs August Hackenberg zu Buxtehude am 14. November 1887. Nach Absolvierung des Gymnasium Josephinum zu Hildesheim begab ich mich Ostern 1908 auf die Universität Freiburg i. Br., um mich dem Studium der Germanistik und Geschichte zu widmen. Im S.-S. 1909 setzte ich dieses in München und seit Michaelis desselben Jahres in Münster i. W. fort.

Ich besuchte die Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren und Dozenten

in **Freiburg**: v. Below, Binder, Finke, Kluge, Meinecke, Pfeilschifter, Reckendorf, Schmalz, Uebinger;

in **München**: Brentano, Cornelius, v. Heigel, v. d. Leyen, Otto, v. Pöhlmann, Simonsfeld, Wilhelm;

in **Münster**: Erler, Geyser, Gottlob, Hielscher, Hoffmann, Jostes, Koch, Kroll, Meister, Schmitz-Kallenberg, Schwering, Seeck, Sonenburg, Voigt.

Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 29. Mai 1911.

Zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Professor Dr. Julius Schwering für den Hinweis auf das Thema dieser Arbeit und für manche liebenswürdigen Ratschläge.
